Sagen aus Mühlhausen und seiner Umgebung

MÜHLHÄUSER BEITRÄGE · SONDERHEFT 4

SAGEN AUS MÜHLHAUSEN UND SEINER UMGEBUNG

ausgewählt und bearbeitet von

HELMUT RIEDEL und MARTIN SÜNDER

Illustrationen von MARION WALTHER

Mühlhäuser Beiträge – Sonderheft 4
Mühlhausen Thomas-Müntzer-Stadt 1982

Zum Geleit

Sagen als kulturhistorische Selbstzeugnisse des werktätigen Volkes gehören zum kulturellen Erbe der Nation.
Sie geben uns Einblick in das Leben, Denken und Fühlen der einfachen Menschen in den vergangenen Jahrhunderten, vor allem in der Zeit des Feudalismus.
„Was an Auffälligem, Bemerkenswertem, Rätselvollem und Bedrohlichem aus Geschichte, Gesellschaft und Natur in die Arbeits- und Lebenswelt der Volksmassen drang, das versuchten sie in ihren Sagen auszudeuten, emotional und geistig zu bewältigen. Der historisch bedingte niedrige Bildungsstand und die im werktätigen Volk weitverbreitete Vorherrschaft des Analphabetentums bedingten, daß die in den Sagen gegebenen Erklärungen aus dem vorwissenschaftlichen Bereich, aus dem Bereich alter Glaubensvorstellungen geholt wurden.
Das Analphabetentum zwang auch, das Erzählte der mündlichen Überlieferung anzuvertrauen." [1]
Die Sage ist ein Genre, das wesentliche Merkmale des Märchens enthält, aber trotz Schilderung tatsächlich nicht stattgefundener Vorgänge auf einen historischen Kern zurückgeht. Sie knüpft an geschichtliche Begebenheiten (Zerstörung der Hainerburg in Mühlhausen) oder Personen (Räuber Hecht), an Gebäude (Rabenturm), an Naturerscheinungen (Gewitter), an landschaftliche Eigenarten und dergleichen an.
„Ein besonderes Kennzeichen der Sagen ist das Streben nach Gerechtigkeit. Das wird vor allem dort deutlich, wo – anders als im Märchen – der Held untergeht." [2]
Zur Zeit ihrer Entstehung waren die Sagen durchaus als Wahrheitsberichte gemeint und setzten voraus, daß sie das Publikum als glaubwürdig entgegennahm.
F. Ranke formulierte im Vergleich mit dem Märchen: „Die Sage verlangt ihrem Wesen nach, daß sie geglaubt werde, vom Erzähler wie vom Hörer; sie will Wirklichkeit geben, Dinge erzählen, die wirklich geschehen sind. Das Märchen erhebt diesen Anspruch nicht, es verlangt keinen Glauben, wenigstens keinen anderen Glauben als jedes andere Erzeugnis bewußter Dichtung, die Wahrheit des Märchens liegt in anderen Sphären als die der Sage; die Sage gehört ihrem eigenen Bewußtsein nach der Welt der Wirklichkeit an, gehört zum Wissen des Volkes, das Märchen gehört auch für das erzählende Volk in die Welt der Dichtung. Volkssagen sind volksläufige Erzählungen objektiv unwahren phantasiegeborenen Inhalts, der als tatsächliches Geschehnis in der Form des einfachen Ereignisberichtes erzählt wird." [3]

Die Sagen lassen sich ihrem Inhalt nach in verschiedene Gruppen einteilen. Mohr/Hühns richten sich in ihrer „Einführung in die Heimatgeschichte" im wesentlichen nach der Rankeschen [4] Gruppierung der Sagen:

— Dokumentation der angeblich geheimnisvollen, d. h. nach dem damaligen Stand der Wissenschaft nicht erklärbaren Kräfte des Menschen (Sagen von Hexen und Zauberern).
— Sagen von Toten und ihrem Unwesen, die sich auf den Glauben an die Wiederkehr der Toten gründen (Sagen von weißen Frauen und Irrlichtern).
— Sagen, in denen menschenähnliche Gestalten (Zwerge, Kobolde, Nixen) oder Tiere (Lindwürmer, Frösche, Kröten) auftreten.
— Sagen von Räubern und ihren Untaten wie auch von ihrer Buße.
— Sagen von großen Frevlern und ihrer Bestrafung (sündhafter Übermut, Geiz, Hartherzigkeit), besonders gern knüpfen sie an Steinkreuze und sonstige Erinnerungszeichen in der Landschaft an.
— Sagen von Schätzen, ihrer versuchten, aber in der Regel mißglückten Hebung.
— Teufelssagen; in ihnen erscheint der Teufel als Verkörperung des Bösen schlechthin.
— Gelehrtensagen; eine Sonderform der Sage aus der Zeit der sich herausbildenden historischen Wissenschaften (16.–17. Jh.), in ihnen werden historische Fakten und sagenhafte Überlieferungen unkritisch zusammengefügt. Hier wird erstmals der Versuch unternommen, Geschichte auf der Grundlage von Quellen zu deuten.

Von besonderem Interesse für nachfolgende Generationen sind die historischen Sagen, die aber keinesfalls als Geschichtsquelle im strengen Sinne des Wortes gelten können. Oft halten die in den Sagen gegebenen Daten wissenschaftlichen Nachprüfungen nicht stand.
Kriege, Katastrophen, Mißernten, Hungersnöte, Seuchen, Brände, Plünderungen und feudale Lasten beeinflußten wesentlich das Leben des Volkes. Viele Sagen enthalten die Auseinandersetzung mit diesen Themen. Sie drücken den antifeudalen Protest des Volkes, der Bauern wie der Bürger, aus und rechnen unter dem Einsatz dichterischer Mittel mit den Unterdrückern ab. [5]
„Die bäuerliche Bevölkerung vermochte erst im Bauernkrieg zu einer großen umfassenden Aktion gegen die Feudalherren zu gelangen. Nach der Niederlage der revolutionären Bauernheere blieb den Verfolgten, Geplagten und Geschundenen zunächst nur die Hoffnung auf die im Volksglauben eingewurzelte Bestrafung des grausamen Herrn im Jenseits, und in der Sage konnten die Erzähler den Vollzug schildern." [6]

Mancher Leser erwartet, in Sagen aus Mühlhausen und seiner Umgebung auch etwas über Thomas Müntzer, Heinrich Pfeiffer und den Bauernkrieg zu hören. Dazu muß gesagt werden, daß es in der von uns benutzten Literatur nur wenige, konfessionell gebundene Hinweise darüber gibt. Analog dazu ist interessanterweise bei Siegfried Bräuer über die Lieder des Bauernkrieges zu lesen, daß nicht einer der bekannten „Bauernführer" in den Liedern der damaligen Zeit erwähnt wird, „ . . . zumindest nicht in Liedern, die auf uns gekommen sind". [7]

Die Tendenz, den Mühlhäuser Pfeiffer höher zu bewerten als den ortsfremden Müntzer, findet ihren Niederschlag in einer Legende vom Verhalten beider vor ihrer Hinrichtung, die von Anhängern des Mühlhäuser Rates in apologetischer Absicht erdichtet wurde. Auf solche konstruierten Sagen, auch aus neuerer Zeit, wurde bewußt verzichtet.

Anliegen unserer Sammlung heimatlicher Sagen ist es lediglich, die schönsten einem größeren Leserkreis wieder zugänglich zu machen. Mehr als fünfzig Jahre sind seit dem Erscheinen der für unsere Heimat wichtigen Sammlungen von Otto Busch und Karl Wüstefeld vergangen. Das Interesse an den Sagen ist in den letzten Jahren so groß geworden, daß uns ein Neudruck gerechtfertigt erschien. Auf eine Interpretation der Sagenstoffe wurde verzichtet. Es sei hier nur auf Erläuterungen Eichsfelder Sagen in den Eichsfelder Heimatheften verwiesen.

Die Gespenstergeschichten Emil Griesbachs fanden Berücksichtigung, da sie uns unter volkskundlichem Aspekt interessant erschienen. Ausgewählt wurden nur solche Sagen, die dem Charakter einer Erzählung entsprechen. Nicht aufgenommen wurden die zahlreichen „sagenhaften Bemerkungen" und mystischen Übertreibungen (Die Entstehung des Melchiorbrunnens bei Oberdorla).

Viele der Sagen setzen beim Leser Vorkenntnisse über die jeweilige Situation voraus (Pappenheim verschont Mühlhausen). Dem eigentlichen Sagenstoff wurden deshalb erläuternde Worte u. a. aus Gerhard Günthers „Mühlhausen in Thüringen" beigefügt. Sie sind am kursiven Druck erkennbar.

Geographisches Kriterium für die Auswahl war der Bezug der Sagen auf Stadt und Kreis Mühlhausen, auf Mühlhäuser Bürger, auch wenn sie über die heutigen Kreisgrenzen hinaus aktiv werden und auf Ausflugs- oder Wanderziele der Umgebung (Burg Haineck).

Wir haben uns bemüht, Inhalt bzw. sprachliche Eigenheiten der Sagen möglichst unverändert zu erhalten. Allerdings erschien uns einige Male die Ordnung unlogischer Gedankenabläufe unumgänglich (z. B. Die verstopfte Quelle bei Kloster Reifenstein). Auch eine stilistische Anpassung an die Gegenwartssprache schien uns erforderlich, waren doch z. B. einige Sagen von Wüstefeld nahezu wörtlich

Duvals ‚Eichsfeld' aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts entnommen worden (z. B. Das Fräuwechen von England). Auf die Sagensammlung von Linge konnten wir bei den von uns ausgewählten Sagen kaum zurückgreifen, da er die Wüstefeldschen mit nur geringfügigen Veränderungen übernommen hat.

Für ihre wertvollen Hinweise bei Auswahl und Bearbeitung der Sagen sei hier Dr. Helmut Godehardt und Rolf Aulepp besonderer Dank ausgesprochen.

Mühlhausen, im November 1981

Helmut Riedel, Martin Sünder

[1] Woeller, W.: Volkssagen zwischen Hiddensee und Wartburg, 3. Aufl., Berlin 1980, S. 9
[2] Sachwörterbuch für den Literaturunterricht, Berlin 1980, S. 160 f.
[3] Ranke, F.: Volkssagenforschung, Vorträge und Aufsätze, Breslau 1935, S. 17
[4] Ranke, F.: Die deutschen Volkssagen, 2. Aufl., München 1924
[5] Vgl. zu diesen Ausführungen Woeller, W., a. a. O., S. 10
[6] Ebenda, S. 10 f.
[7] Bräuer, S.: Die zeitgenössischen Lieder über den Thüringer Aufstand von 1525. In: Mühlhäuser Beiträge, Sonderheft 2, Mühlhausen 1979, S. 3

Wie Mühlhausen zu seinem Namen gekommen sein soll

Die erste urkundliche Erwähnung Mühlhausens (Molin huso = Mühlen bei Häusern) erfolgte im Jahre 775 in einer Schenkungsurkunde Karls des Großen an das Kloster Hersfeld.
Zahlreichen Bodenfunden ist zu entnehmen, daß eine Besiedlung weit früher erfolgte. Die Sage erzählt über die Gründung unseres Heimatortes sehr phantasievoll:
Lange vor der Zeitwende lebte in Thüringen, wo viele Bäche in die Unstrut münden, ein König Molla oder Mulla. Auf einem seiner Jagdzüge kam er ins obere Unstruttal. Er trank von dem klaren Wasser, das felsiges Gestein umspülte. Dem König gefiel die Gegend, und er beschloß, hier mit seinem Gefolge zu wohnen, denn fruchtbares Erdreich verhieß reiche Ernte. Er baute eine Burg und nannte sie Mulhus.
Wie das aber in diesen Zeiten zuging: Der Stärkere vertrieb den Starken, und jener mußte wieder dem Stärksten weichen, die Burg Mulhus bekam andere Herren . . .
Im Jahre 444 hatte der schreckliche Hunnenkönig Attila oder Etzel nach der Ermordung seines Bruders Bleda die verschiedenen hunnischen Horden unterworfen. Er regierte sie mit eiserner Faust.
Nachdem er bis nach Germanien vorgestoßen war, fühlte er sich stark genug, mit Hilfe der germanischen Stämme das römische Gallien zu erobern. So kam er auf dem Wege nach Gallien an der Burg Mulhus vorbei und wohnte in ihr im Jahr 451. König Etzel ließ die Burg erweitern und erbaute auf Bitten seiner christlichen Gattin Honoria hier zu Ehren des Ritters Georg ein Kirchlein.
Wie dem auch sei, eine St. Georgskirche steht heute noch in der Vorstadt, die in alten Chroniken Altmulhusum genannt wird.
Vom König Etzel wird auch erzählt, daß einer seiner vielen Söhne (Rif) die „Alte Burg" Reifenstein erbaut habe; nicht weit von Rüdigershagen ist noch ein Hunnenberg, und in der alten Grafschaft Hohenstein liegt Etzelsroda.

Die drei Rebhühner auf der Marienkirche

Mühlhausen, die Stadt Thomas Müntzers, ist weithin durch seine zahlreichen Kirchen und Türme bekannt. Eines der schönsten mittelalterlichen Bauwerke ist die Marien- oder Obermarktkirche, die in den Jahrzehnten zwischen 1317 und 1430 errichtet wurde. In diese Zeit fällt auch eine Bauunterbrechung von etwa 30 Jahren, die durch Auseinandersetzungen zwischen dem Rat der Stadt und dem Deut-

schen Orden verursacht wurde und sich an Hand der Steinmetzzeichen nachweisen läßt. Von dieser langen Bauzeit der zweitgrößten Kirche Thüringens erzählt eine der Sagen von den versteinerten Rebhühnern. Noch heute kann man auf drei Strebepfeilern am nördlichen Nebenchor diese drei versteinerten Rebhühner sehen.

I.

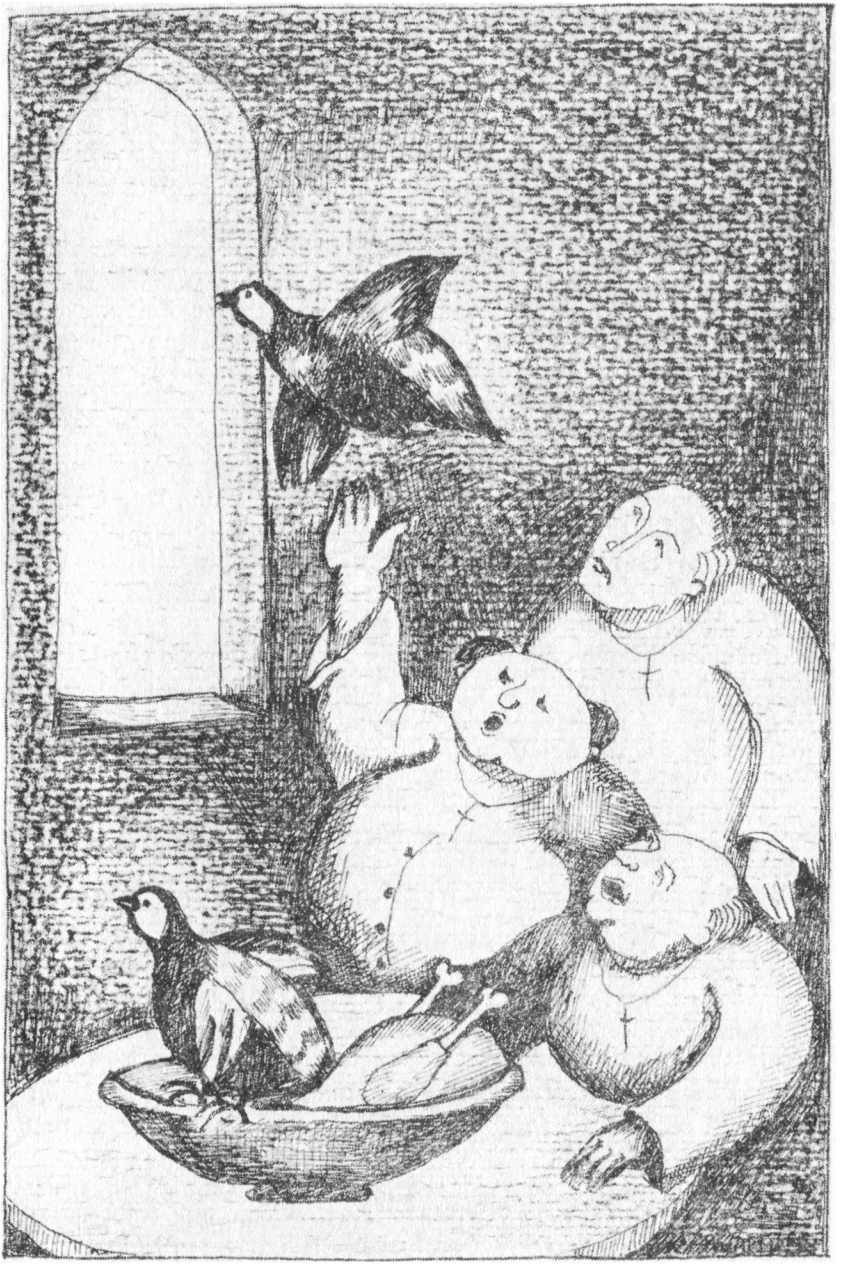
Eines Tages saßen mehrere Steinmetzgesellen im Gasthaus „Zum Goldenen Löwen" und frühstückten in aller Ruhe. Der Bau der Kirche schritt nur langsam voran, denn wieder einmal war die Baukasse leer. Keiner wußte, wie es weitergehen sollte. Ja, kleingläubige Gemüter zweifelten sogar an der Vollendung des Gotteshauses. Viele Bürger waren darüber sehr niedergeschlagen. Zu den Zweiflern gehörte auch die Wirtin, die sich im Gespräch mit den Gesellen zu den Worten hinreißen ließ: „So wenig die Rebhühner hier in meiner Pfanne wieder Leben bekommen und davonfliegen können, so wenig wird der Kirchbau jemals vollendet werden." Kaum aber hatte sie diese Worte ausgesprochen, so schwirrten die Rebhühner aus der Pfanne und zum Küchenfenster hinaus. Sie flogen auf die drei Strebepfeiler am nördlichen Nebenchor und wurden augenblicklich in Stein verwandelt.

II.

Der Mühlhäuser Rat konnte sich lange gegen alle Reformationsversuche der evangelischen Fürsten wehren. Jedoch nach dem siegreichen Krieg der drei evangelischen Schutzfürsten gegen den katholischen Herzog von Braunschweig wurde von diesen 1542 die Reformation gewaltsam durchgeführt.

Kurze Zeit vor diesem Ereignis saßen im Konvent des Barfüßerklosters die Mönche im ernsten Gespräch zusammen. Sie unterhielten sich über die verhaßten Fortschritte, die die Reformation des kühnen Augustinermönches machte.

„Wird die ketzerische Lehre wohl auch in unserer Stadt Mühlhausen Einzug finden?" so fragte mit Besorgnis einer der Brüder. Die Ansichten über diesen hochwichtigen Gegenstand waren geteilt. Während einige der Mönche die Besorgnis des Fragenden teilten, waren die anderen sich ihrer Sache sicher. Der gutkirchliche Sinn der Bürgerschaft und die Wachsamkeit des Rates wie der Geistlichkeit würden das Eindringen der Reformation schon verhindern. Da sprach der eingetretene Frater Küchenmeister das seherische Wort: „So wenig die drei Rebhühner, die ich draußen in der Küche am Spieß habe, wieder Federn bekommen und davonfliegen können, ebensowenig wird auch die ketzerische Lehre in unserer frommen Stadt Eingang finden!" Doch kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da vernahmen die Mönche ein eigentümliches Geräusch aus der Vor-



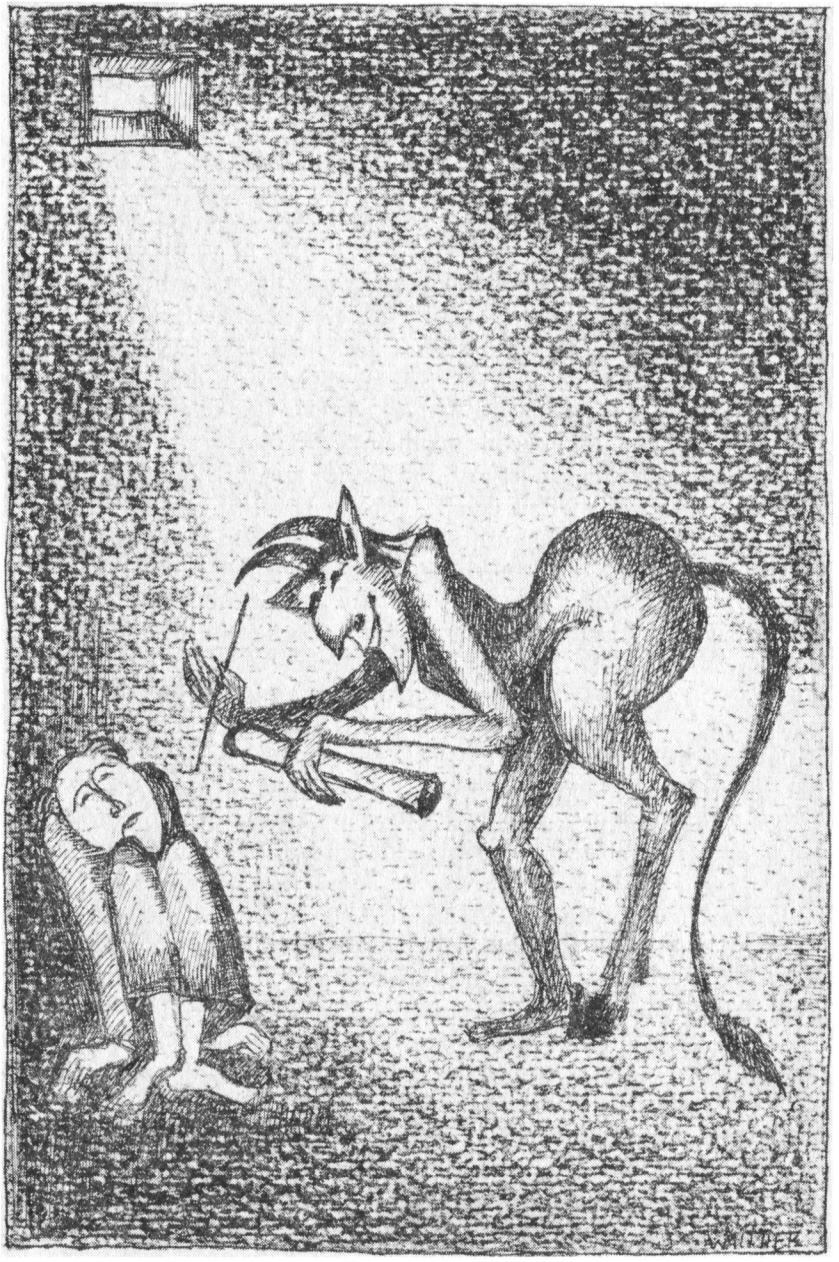
halle; es klang wie der Flügelschlag davonfliegender Vögel. Rasch erhoben sich alle, eilten hinaus und kamen gerade noch rechtzeitig, um die vom Bratspieß verschwundenen Rebhühner durch das Fenster fliegen zu sehen. Mit offenem Munde und starr vor Staunen blickten sie den Rebhühnern nach. Bald darauf erfuhren sie, daß die drei Rebhühner zur Marienkirche geflogen waren, sich dort auf den Strebepfeilern niedergelassen hatten und im selben Augenblick in Stein verwandelt worden waren.

III.

Eine dritte Variante erzählt von den Streitigkeiten zweier Mühlhäuser Bürger um ein bedeutendes Erbe. Die Advokaten verstanden es lange, das Urteil hinauszuzögern. Während dieser Zeit war der eine Bürger, auf dessen Seite das Recht war, in bitterste Armut geraten. Sein eigener Advokat hatte sich von dem Gegner bestechen und gewinnen lassen.
In seiner Verzweiflung suchte er noch einmal seinen Advokaten auf, um Unterstützung zu erbitten. Er traf ihn vor einer Schüssel gebratener Rebhühner sitzend und dazu wacker zechend an. Der Advokat hörte sich die Bitte des Bürgers an und belehrte ihn anschließend: „Ihr seid so wenig im Recht, wie diese Rebhühner hier lebendig sind. So wenig diese Federn haben und fortfliegen können, ebensowenig werdet ihr gewinnen." Er hatte kaum ausgesprochen, so gewannen die drei noch übrigen gebratenen Vögel Federn und Leben und flogen aus der Schüssel zum Fenster hinaus zur Marienkirche. Da erstarrte der Anwalt vor Schreck, wurde blaß und tat nun des Bürgers Recht offenkundig dar. So gelangte dieser in den Besitz seines rechtmäßigen Eigentums.

Die Zuleitung der Breitsülze

Schon im 13. Jahrhundert gelang es den Mühlhäusern, ihre Stadt reichlich mit Brauchwasser zu versorgen und die Abwasser fortzuleiten.
Im Jahre 1283 wurde das Wasser der im „Breiten Holze" (Breitsülze = Breites Holz) entspringenden Quelle unmittelbar an der Quelle abgefangen und in ein neues, künstliches Bett geleitet. Der Wasserlauf führte nunmehr über fünf Kilometer genau auf den Höhenschichtlinien entlang bis zum Äußeren Frauentor und dann über den Blobach in die Neustadt. Der Bach hatte ein so starkes Gefälle, daß er drei Mühlen antreiben konnte. Die Sage erzählt folgendes über die Zuleitung der Breitsülze:


WALTER

Der Rat der Stadt Mühlhausen hatte schon oft eine Belohnung demjenigen versprochen, dem die Zuleitung des Quellwassers vom Breiten Holze in die Oberstadt gelänge.
Im Rabenturm wurde zu dieser Zeit ein Mönch aus dem Zisterzienserkloster Reifenstein gefangen gehalten. Ihm sollte der Prozeß wegen einer versuchten Brandstiftung gemacht werden. Unruhig wälzte sich der Mönch auf seinem Strohlager hin und her. Mit Schrecken dachte er an den bevorstehenden Tod. Da fiel ihm jener Aufruf des Rates ein, und er überlegte, wie er wohl durch die Zuleitung des Quellwassers sein verwirktes Leben retten und die Freiheit wiedererlangen könnte. Gar oft war er an dem klaren Bach entlanggegangen, der bei St. Daniel vorüberfloß und die Fronmühle antrieb. Aber der Bach floß durch einen tiefen Grund der Unstrut zu, und zwischen seinem Lauf und der Stadt lag eine lange Hügelkette. Unausführbar erschien dem Mönch das Unternehmen, das Wasser über jene Hügel hinweg in die Stadt zu leiten. Der Gedanke an eine mögliche Rettung ließ ihn aber nicht ruhen.
In schrecklicher Todesangst rief der Mönch aus: „Ich muß das Quellwasser in die Stadt leiten und frei werden, sollte es auch das Heil meiner Seele kosten!" Da erdröhnten plötzlich die Mauern des Kerkerturms von einem schrecklichen Donnerschlag. Ein Blitz durchzuckte den finsteren Raum. Vor dem zu Tode erschrockenen Mönch stand der Teufel in leibhaftiger Gestalt. „Du hast mich gerufen", redete er den am Boden Liegenden an, „und ich bin gekommen, um dir zu helfen. Du erfährst, wie man den Bach umleiten kann, wenn du mir deine Seele verschreibst!" Der Teufel zeigte ihm eine Pergamentrolle und reichte dem Mönch ein Stück Papier und eine Feder. Der besann sich nicht lange, unterschrieb den Pakt mit einigen Tropfen seines Blutes und nahm dafür die Pergamentrolle in Empfang.
Kaum graute der Morgen, als der Mönch beim Schimmer des ersten Lichtes das Pergament mit vor Erregung zitternden Händen entrollte. Wie groß war sein Staunen! Klar und deutlich fand er den Weg aufgezeichnet, den das Wasser von der Quelle bis in die Stadt nehmen mußte. Sofort ließ der Mönch durch den Kerkermeister, der ihm eben Wasser und Brot brachte, dem Rat sein Vorhaben melden. Der Mönch durfte nun den Kerker verlassen. Der Rat versprach ihm Leben und Freiheit, wenn ihm die Ausführung des Versprechens gelänge. Man stellte ihm viele Helfer zur Verfügung. Sofort begann er, das Flußbett abzustecken. Bald schlängelte sich in weiten Windungen das Bett des neuen Wasserlaufes zur Stadt. Schon ehe das Jahr sich dem Ende zuneigte, durchströmte das klare Wasser der Breitsülze die Straßen der Oberstadt. Der Mönch hatte mit großem Eifer die Arbeiten geleitet. Als das Wasser beim Äußeren Frauentor in der Vorstadt St. Petri ankam, war er verschwunden. Niemand hat je wieder eine Spur von ihm finden können.

Meister Friedbert

Die eindrucksvolle Stadtmauer Mühlhausens, die bis auf den heutigen Tag fast in ihrer gesamten Länge erhalten ist, besaß lange Zeit sieben Stadttore, von denen das Innere und das Äußere Frauentor als einzige erhalten geblieben sind. Über dem der Stadt zugewandten Torbogen des Äußeren Frauentores befindet sich noch heute eine Sandsteinplatte mit einer eingelagerten rötlichen Verfärbung. Die Sage erzählt:

In der freien Reichsstadt Mühlhausen lebte ein tüchtiger Baumeister, der schon manches schöne Werk vollendet hatte. Aber auch Engelbrecht, Meister Friedberts erster Geselle, brachte es gar weit in der Baukunst.

Mit großem Mißtrauen beobachtete deshalb Meister Friedbert das gewachsene Können seines Gesellen. Voller Zorn und Neid mußte er mit ansehen, wie dieser immer mehr zu einem gefährlichen Rivalen wurde. Obwohl der junge Engelbrecht den Haß des Meisters kannte, zog es ihn doch in dessen Haus. Else, des rauhen Meisters Tochter, hatte es ihm angetan.

Schlimme Zeiten waren im Lande, und die Stadtbefestigungen mußten so schnell wie möglich fertig werden. So wurde dem kunstfertigen Meister der Bau des Äußeren Erfurter Tores und des Äußeren Frauentores vom Rate der Stadt übertragen. Friedbert vertraute seinem Gesellen den Bau des Äußeren Frauentores an, während er die Ausführung des Äußeren Erfurter Tores selbst leitete. Ununterbrochen arbeiteten sie sechs Wochen lang. Jeder gab sich dabei die größte Mühe, und zur festgesetzten Frist hatten beide ihr Werk vollendet.

Am frühen Morgen ging der Meister zum Äußeren Frauentor, um das Werk seines Gesellen genau zu prüfen. Gemeinsam mit Engelbrecht stand er auf der Zinne des Turmes und entdeckte, wie sehr er auch spähte und lugte, keinen Fehler. Endlich mußte er sich grimmigen Herzens gestehen, daß des Gesellen Turm zierlicher und fester als der seine war. Da faßte er einen teuflischen Entschluß.

Inzwischen war auch Friedberts schöne Tochter zum Turm geeilt. Sie schaute voller Sehnsucht nach oben, um den Geliebten zu erspähen. Ach! Da stürzte er von der schwindelnden Höhe auf sie zu. Als der mißgünstige Meister die beiden Liebenden tot am Boden liegen sah, packte ihn ein grausiges Entsetzen. Mit dem verhaßten Gesellen hatte er seine liebe Else geopfert. Ganz von Sinnen verließ er den Ort des Todes und die Stadt. Jahrelang irrte er umher, bis endlich der Tod den Reuigen von seinen Qualen erlöste.

Die blutgetränkte Steinplatte aber, auf der die beiden Liebenden den Tod fanden, wurde zu ewigen Erinnerung in den Turm eingemauert.

Die Mühlhäuser „Pflöcke"

Schon seit dem 13. Jahrhundert zählte Mühlhausen zu den am stärksten befestigten Städten. Es konnte nie von den zahlreichen Feinden der Umgebung eingenommen werden. Vor allem schreckte die hohe Stadtmauer, die die Alt- und Neustadt umgab. Vom 18. Lebensjahr an waren die Bürger verpflichtet, an der Verteidigung ihrer Heimatstadt teilzunehmen. Während die angrenzenden Dörfer im Mittelalter sehr oft geplündert wurden, versuchte man erst gar nicht, die Stadt zu belagern.
Wie die Mühlhäuser den Beinamen „Pflöcke" erhielten, darüber erzählt die Sage folgendes:
Mühlhausen lag häufig mit vielen Rittern in harter Fehde. Allein an einem Tag des Jahres 1429 erhielt die Stadt 28 Fehdebriefe. Mehrmals versuchten die Hessen, die Stadt zu überrumpeln, aber die Bürgerschaft war stets wachsam. Die Stadtmauer blieb niemals unbewacht. Bei jedem Angriff schickte man die Feinde mit blutigen Köpfen nach Hause.
Nun geschah es einmal, daß in der Stadt ein fröhliches Fest gefeiert wurde. Deshalb hatten nur wenige Bürger Lust, die Verteidigungsposten auf der Mauer zu beziehen, während sich ihre Freunde beim Tanze vergnügten oder ausgiebig zechten. Was sollte man da tun, denn keine Minute war die Stadt vor ihren Feinden sicher!
Der Frauen List und Klugheit half jetzt mit einem guten Rat aus. Es wurden Schanzpfähle zugehauen und diese, angetan mit Kleidern und Helmen, rings auf der Stadtmauer aufgestellt. Während sich nun in der Stadt ein jeder erfreute und vergnügte, siehe, da erschienen wirklich die Hessen kampfbegierig und gerüstet vor der Stadt. Als sie aber vor die wohlbesetzte Stadtmauer kamen, wurde es ihnen doch unheimlich zumute. Sie machten sich schnell wieder aus dem Staube, ohne einen Angriff gewagt zu haben.
Die Mühlhäuser frohlockten gar sehr über das Gelingen ihrer List und nannten fortan jeden, der seine Augen nicht zu gebrauchen verstand, einen „blinden Hessen". Dagegen mußten sie sich selbst den Namen „Mühlhäuser Pflöcke" gefallen lassen.

Eine andere Sage erzählt folgendes:
Zwischen den beiden thüringischen Nachbarstädten Mühlhausen und Langensalza besteht von altersher eine freundschaftliche Rivalität. Gegenseitig neckt man sich mit den Spitznamen „Schwalbe" und „Pflock".
Die alte freie Reichsstadt Mühlhausen hatte in früheren Zeiten nicht nur mit den Rittern des an ihr Stadtgebiet grenzenden Eichsfeldes, sondern auch mit dem benachbarten Hessen wiederholt heftige Fehden

zu bestreiten. Sie schützte deshalb besonders die West- und Nordwestseite ihres Gebietes durch einen befestigten Landgraben.
Als der Stadt nun wieder einmal ein Überfall durch die Hessen drohte, schickte man nach der Nachbarstadt Langensalza und bat um Hilfe. Bereitwillig wurden Hilfstruppen zugesagt. Da diese nicht sofort kommen konnten, die Gefahr aber immer größer wurde, mußten sich die Mühlhäuser selbst helfen. Sie stellten nämlich längs des Landgrabens, wo der Überfall der Feinde zu erwarten war, eine lange Reihe Pflöcke auf und bekleideten diese mit Rüstungen. Als nun die Hessen kamen, sahen sie die „wachsamen Verteidiger" mit den in der Sonne blitzenden Waffen. Sie erschraken sehr und zogen sich eilig zurück.
Die Langensalzaer hatten sich inzwischen dem Landgraben genähert. Nur aus der Ferne erspähten sie die Truppen der Hessen, und panikartig flohen sie vor dem mächtigen Feind. Seit dieser Zeit nennt man die Hessen die „Blinden", die Langensalzaer die „Schwalben" und die Mühlhäuser „Pflöcke".

Das Männchen mit dem Hifthorn auf dem Dach des Mühlhäuser Fleischhauses

Der Brotlaube gegenüber, an der Stelle, wo sich jetzt das Hauptpostamt erhebt, stand bis zum Jahre 1875 das Fleischhaus. Im unteren Stockwerk besaß das Gebäude eine offene Halle, in der die Fleischer ihre Verkaufsstellen hatten. Auf der südwestlichen Ecke des Daches stand ein kleines, steinernes Männchen mit einem Hifthorn (kleines Horn aus Holz oder Horn zum Zeichengeben bei der Jagd).
Als in der preußischen Zeit das Fleischhaus in ein Lagerhaus umgewandelt wurde, nahm man das Männchen ab. Nach der Mühlhäuser Chronik soll es den Baumeister des Fleischhauses dargestellt haben. Die Sage erzählt die Geschichte so:
Ein Eigenrieder Hirt träumte einst, er müsse zur Seebacher Brücke gehen, um dort in der Nähe einen Schatz zu heben. Am anderen Morgen erzählte der Hirt den seltsamen Traum seiner Frau. Diese sagte zu ihm: „So etwas muß man dreimal träumen, wenn es wahr werden soll." Und richtig, er träumte es dreimal. Nach dem dritten Traum ging er zur bezeichneten Brücke, aber hier war nichts zu entdecken. Nachdem er einige Male auf der Brücke suchend hin- und hergegangen war, bemerkte er, daß nicht weit von ihm ein sonderbarer Mann gleich ihm suchte und dann auf ihn zukam. Als sie zusammentrafen, fragte dieser: „Wonach suchst du denn hier unentwegt?" Der Hirt antwortete: „Ich habe dreimal geträumt, ich würde hier zu dieser Stunde einen Schatz heben." „Und ich träumte", entgegnete der Mann, „ich würde auf der Eigenrieder Burg einen Schatz

heben. So gehe du dorthin und hebe den Schatz. Ich dagegen werde hier suchen." Der Hirt wagte nicht zu widersprechen und machte sich auf den Weg zur Burg. Unterwegs fand er eine Blume, die er an seinem dreieckigen Hut befestigte. Bald hatte der Hirt die Burg erreicht und entdeckte eine offenstehende Tür. Er ging hinein und fand mehrere Schritte weiter eine zweite. Er öffnete diese und trat in ein Zimmer, in dem eine spinnende und zwei schlafende Frauen an einem Tisch saßen.
Ängstlich nahm der Hirt seinen Hut vom Kopf. Als er ihn auf den Tisch legen wollte, bemerkte er, daß unter dem Tisch eine große Menge Goldes sich befand. Die spinnende Frau hieß ihn nehmen, so viel er wolle, nur solle er das Beste nicht vergessen. Er nahm so viel, daß er es beinahe nicht tragen konnte, dann kehrte er um und wollte zur Tür hinaus. Als er seinen Hut aufsetzte, ließ er dabei die Blume fallen. Da rief ihm die Frau dreimal zu: „Vergiß das Beste nicht!" Immer wieder entgegnete der einfältige Hirt, er habe doch davon genug. Die Tür fiel hinter ihm heftig ins Schloß. Eine Stimme rief ihm nach: „Diese Blume ist der Schlüssel! Hättest du sie nicht vergessen, so hättest du das Gold fortwährend holen können, und wir wären erlöst worden." Der Hirt trug seinen Schatz nach Hause und baute zum ewigen Andenken das Fleischhaus in Mühlhausen.
Aus Dankbarkeit ließ der ehrbare Rat der freien Reichsstadt Mühlhausen ein aus Stein gehauenes Männchen, das den Eigenrieder Hirten darstellen sollte, auf dem Dach anbringen.

Die Zerstörung der Hainerburg

Das mittelalterliche Mühlhausen besaß eine der sichersten Befestigungsanlagen der damaligen Zeit. Neben dem Landgraben und einer äußeren Stadtmauer schützte die ungefähr drei Kilometer lange innere Stadtmauer die Bürger vor räuberischen Überfällen. Oft versuchten benachbarte Adlige, die Stadt mit Gewalt oder List einzunehmen. Aber alle Versuche schlugen fehl.
Da die Bewohner der königlichen Burg (Hainerburg) in Verdacht gerieten, mit den Feinden der Stadt zu paktieren, bauten die Bürger in aller Eile eine Mauer zwischen die Burg und die Stadt. Im Jahre 1256 wurde die königliche Burg erstürmt und völlig zerstört.
Von der Zerstörung der Burg erzählt die Sage:
Einst wohnte in Mühlhausen der angesehene Goldschmied Adam mit seinen sieben Söhnen und seiner Tochter Hildegard in der Görmargasse. Das achtzehnjährige Mädchen zeichnete sich aus durch Schönheit und Tugend. Nun ergab es sich, daß der Ritter von Hagen bei Adam ein Geschmeide für ein Edelfräulein bestellte. Dabei hatte er

des Goldschmieds Tochter gesehen, und er entbrannte sofort in heißer Liebe zu dem Mädchen.
Von nun an versuchte er, es in seine Gewalt zu bekommen. Aber alle seine Nachstellungen waren vergeblich, denn der Goldschmied und seine sieben Söhne hüteten Hildegard wie ihren Augapfel.
Da geschah es, daß einmal zur Nachtzeit in der Felchtaer Gasse eine Feuersbrunst ausbrach. Schnell eilte der Goldschmied, wie es einem rechtschaffenen Bürger geziemte, mit seinen Söhnen zu Hilfe. Nur Hildegard war mit ihrer schon bejahrten Mutter zu Hause geblieben. Da drang plötzlich der junge Ritter von Hagen mit einigen seiner Spießgesellen in das unbewachte Haus ein. Er ergriff das wehrlose Mädchen und schleppte es, die Hilferufe der alten Mutter nicht achtend, aus dem Haus. Er nahm es auf sein bereitstehendes Pferd, und fort ging es im Galopp auf die Hainerburg.
Nachdem das Feuer gelöscht war, kehrte Meister Adam mit den Söhnen ahnungslos in seine Wohnung zurück. Händeringend und mit aufgelöstem Haar kam ihm Frau Gertrud entgegen und berichtete unter Tränen von der Gewalttat des jungen Ritters.
Die Kunde von dem schändlichen Mädchenraub durcheilte schnell die Stadt. Rat und Bürgerschaft beschlossen, endlich dem Treiben der Ritter ein Ende zu setzen und die Burg zu zerstören. Dies aber dauerte Meister Adam und seinen Söhnen zu lange, denn die arme Hildegard mußte sobald wie möglich befreit werden. Schnell rüsteten sie zum Angriff. Zuvor aber erflehten sie in der Allerheiligenkirche den Beistand der Gottesmutter Maria zu ihrem kühnen Vorhaben.
Der Wall wurde erstiegen, und das Burgtor gab bald unter den wuchtigen Schlägen der kleinen Heldenschar nach. Mit Ungestüm drangen sie in den Burghof ein. Da die meisten Ritter gerade wieder auf Raub ausgezogen waren, leisteten die wenigen Zurückgebliebenen kaum Widerstand. Hildegard war bald gefunden und befreit. Schon rüstete man zur Rückkehr, als plötzlich auch die Scharen der bewaffneten Bürger Mühlhausens durch das offene Burgtor eindrangen. Nun begann das Zerstörungswerk. Die Bürger ruhten nicht eher, bis die Burg einem Trümmerhaufen glich. Dann erst zogen die Mühlhäuser, voran Meister Adam, seine sieben Söhne und Hildegard, im Triumphzug in die Stadt zurück.

Warum Pappenheim 1632 Mühlhausen nicht plünderte

Der Dreißigjährige Krieg brachte den deutschen Landen viel Leid. Die zentrale Lage der freien Reichsstadt Mühlhausen erwies sich als besonders ungünstig, denn es verging kaum ein Monat ohne Ein-

quartierung. Um sich vor Plünderungen zu schützen, kauften die Bürger sogenannte Schutzbriefe, die aber oft wenig Wert besaßen.
Die finanziellen Mittel der Stadt waren bald erschöpft. Ja, sogar die geheime, einst zugemauerte Schatzkammer im Rathaus mußte aufgebrochen werden, um die Forderungen der einzelnen Feldherren zu erfüllen. Maßlos in seinen Erpressungen zeigte sich besonders der kaiserliche Generalissimus Albrecht von Wallenstein, obwohl er der Stadt im Jahre 1625 einen Schutzbrief ausgestellt hatte.
Die gesamten Kriegslasten der Stadt betrugen fast 2 Millionen Gulden. Aus dieser schweren Zeit erzählt die Sage:
Im Jahre 1632 kündigte der kaiserliche General Pappenheim der Stadt Mühlhausen in einem Brief seinen Marsch durch das reichsstädtische Gebiet an und forderte die Versorgung seines Heeres. Pappenheim, aus dem Eichsfeld kommend, hatte eigentlich die Absicht, die lutherische Stadt zu plündern und anzuzünden. Als er auf den Dachrieder Berg kam und die Stadt vor sich liegen sah, steckte er eine rote Hahnenfeder an das Barett. Er wollte damit seinen Soldaten anzeigen, daß es keine Gnade gäbe, sondern daß geplündert und geraubt werden dürfe. In diesem Moment strauchelte sein Pferd. Als er wieder zur Stadt sah, erblickte er viele weiße Tauben, die um die schönen Kirchtürme flogen. Er ließ sich von diesem Bild so beeindrucken, daß er zum Schmerz seiner Leute die rote Feder gegen eine schwarze austauschte. Diese Gnadenfeder war der Befehl, die Stadt zu schonen. Die kurfürstlich-mainzischen Beamten des Eichsfeldes aus seinem Gefolge waren mit dieser Entscheidung nicht einverstanden. Sie baten den Feldherrn darum, seine Entscheidung zurückzunehmen. Diesen Beamten erklärte der General: „Ja, ihr Beamten, ihr möchtet diese Stadt wohl vernichtet sehen. Wie könnte ich es aber bei der kaiserlichen Majestät verantworten, eine so schöne, große Stadt, die außerdem eine kaiserliche Reichsstadt ist, in Brand zu setzen? Ich bin zwar niemals in ihren Mauern gewesen, aber von außen sehe ich wohl viele Türme und Kirchen. Daran erkenne ich, daß es eine herrliche Stadt ist. Für ihren Abfall vom rechten Glauben soll die Stadt jedoch bestraft werden, daß sie es fühlen wird."
Seine Geldforderungen an die Stadt waren besonders hoch. Zunächst verlangte er 200 000 Taler. Ein Teil seiner Truppen wurde in der Stadt einquartiert, und mancher Bürger wurde von den Soldaten ausgeplündert. Das härtere Los traf jedoch die umliegenden Dörfer, in denen die Soldaten besonders brutal hausten. Viele Bauern flohen deshalb in die Wälder.

Die große Glocke in der Kirche zu Divi Blasii

Eines der eindrucksvollsten Bauwerke Mühlhausens ist die Divi-Blasii- oder Untermarktkirche, die Hauptkirche der Altstadt. Ihre Glocken sind von großem historischen Wert. Die im Südturm befindliche stammt sogar aus dem Jahre 1281.
Vom Guß einer der Glocken dieser Kirche erzählt die Sage:
Anno 1345 wurde die große Glocke des Nordturms zu Divi Blasii in Mühlhausen gegossen. Vor dem Guß stellte man fest, daß zwölf Zentner Glockenspeise fehlten, denn 77 Zentner sollte sie wiegen. Woher sollte man die nehmen?
Da erfuhr der Rat, daß bei einem Bürger in dem steinernen Haus in der Dreckgasse (Gasse, die vom Untermarkt zur Straße „Unter dem Nußbaum" führt) seit zwei Jahren reichlich Glockenspeise lagerte. Sie war diesem Mühlhäuser von einem auswärtigen Kaufmann zur Aufbewahrung anvertraut worden. Da man den Eigentümer nicht erreichte, nahm man das notwendige Material ohne dessen Einwilligung.
Als nun der Kaufmann nach Mühlhausen zurückkehrte, verwies ihn der Mühlhäuser Bürger an den Rat. Es kam zu langen Verhandlungen, denn den Stadtvätern erschien der verlangte Preis zu hoch. Viel Silber sollte in der Glockenspeise gewesen sein. Schließlich bat der Kaufmann, die Glocke zu läuten. Als er ihren herrlichen Klang vernahm, war er davon so angetan, daß er auf die Kaufsumme verzichtete.

Die Unstrutnixe

Die Unstrut ist ein gefährliches Gewässer, denn in ihr lebt eine Nixe. Besonders vor dem Johannistag zieht sie unvorsichtige Kinder, die sich in die Nähe des Flusses wagen, in ihre Fluten hinab.
Die Nixe der Unstrut kann sehr böse sein, aber auch viel Gutes tun. Sie hat lange, triefende Haare, die ihr bis zu den Fersen reichen. Ihre Augen sind klein und wässerig. Ist sie freundlich gesinnt, so blinzelt sie mit ihnen wunderbar schelmisch. Ihr Antlitz ist schön und ihre Gestalt wohlgeformt. Ihr Kleid rauscht wie Seide, es ist aus Stoffen genäht, die tief unter den Wellen begraben liegen. Zuweilen steigt sie in der Dämmerung ans Ufer und spaziert am Wasser entlang. Sie ist trotz ihrer Einsamkeit im Wasser eitel, denn nicht selten lächelt sie wohlgefällig, wenn der glatte Wasserspiegel ihr Bild treulich zurückstrahlt. In solchen Augenblicken beglückt die Nixe die Menschen gern mit ihrer Gunst.

WALTHER

I.

Einst wollte ein Müller sein Wehr an der Unstrut, das die Fluten schon zweimal hinweggerissen hatten, wieder aufbauen lassen. Er fragte deshalb einen Baumeister um Rat. „Unsere Mühe ist umsonst", flüsterte dieser dem Müller ins Ohr, „wenn ihr nicht heimlich ein Kind kauft, das noch an der Mutterbrust trinkt." „Was soll damit geschehen?" fragte neugierig der Müller. „Wenn das Wehr der Gewalt des Wassers widerstehen soll, muß dieses Kind lebendig hineingemauert werden", war die Antwort des bösen Ratgebers.

Der Müller lächelte anfangs nur über diese unsinnige Forderung. Doch der Baumeister sprach so lange auf ihn ein, bis er sein Ziel erreicht hatte. Mit Eifer war er nun darauf bedacht, ein Kind zu kaufen. Tatsächlich fand sich eine Mutter, die für schnöden Lohn zu diesem unmenschlichen Geschäft bereit war.

Nun ging man ans Werk. Unter allerlei Zaubersprüchen mauerte der Baumeister den Säugling ein, und niemand erfuhr von diesem Verbrechen.

Übers Jahr hatten starke Regenfälle den Fluß bis zum Rand gefüllt, aber das Wehr trotzte den Wogen, als sei es aus Quadern von Porphyr und Granit gebaut. In dieser Zeit geschah es, daß die Mutter des Kindes in die Nähe des Wehres kam. Sogleich brauste und tobte das Wasser ganz fürchterlich. Das Wehr wankte und barst; krachend sanken die Trümmer auf den Grund. Da stieg die Nixe mit einem wunderschönen Mädchen aus dem Wasser empor, in welchem die Rabenmutter sogleich ihr Kind erkannte. Große Furcht und Entsetzen veranlaßten sie zur raschen Flucht, doch noch am selben Tage fand man sie tot am Ufer der Unstrut auf.

II.

Eine kranke Witwe brachte einst ganz allein Flachs an die Unstrut zum Rösten. Sie weinte unaufhörlich, weil ihr einziges Töchterlein erst vor einigen Wochen ins Wasser gefallen und spurlos verschwunden war. Die Tränen rannen ihr hellglänzend über die Wangen und mischten sich mit den Wellen. „O, meine liebe Tochter, mein liebes Töchterlein", weinte sie klagend und jammernd. „Im kalten Wasser liegst du begraben, du armes Kind. Oder hat dich etwa die Nixe wegen deiner Schönheit in ihre dunkle Wohnung hinabgezogen? Nur noch einmal möchte ich dich sehen!"

Herzzerreißend klangen die Klagen der Mutter. Da wurden plötzlich die Wellen ruhiger, bewegten sich leichter, und überall flüsterte und tönte es lieblich. Aus den Fluten am jenseitigen Ufer tauchte die Nixe empor und hielt in den Armen das vielbeweinte Kind. „Ach, gib mir mein Kind zurück, gute Nixe, verlange mein Leben dafür!" flehte die Mutter. Die Nixe schwebte auf dem Wasser wandelnd herbei und legte das Kind in die mütterlichen Arme. Es war aber starr und tot.

„Hast du es getötet?" fragte die Mutter weiter, indem sie die Nixe schmerzvoll anblickte. „O, nein", fuhr sie fort, „so grausam kannst du nicht sein, denn du schaust mich so freundlich und teilnehmend an. Nicht wahr, es ist ertrunken? Du hättest ihm bestimmt geholfen. Nun, da ich es wieder habe, will ich es auch feierlich begraben lassen und sein Grab mit schönen Blumen bepflanzen." „Tue das, arme Mutter", sagte die Nixe gerührt, „nimm diese Perlen und die goldene Schale; sie sind dein Eigentum. Alle deine Tränen habe ich aufgefangen und in Perlen verwandelt!" So sprach die Nixe und verschwand in den rauschenden Fluten.

III.

Einige Knaben spielten einmal in der Nähe der Unstrut. „Kommt", sprach einer von ihnen, als sie sich genügend ausgetobt hatten, „wir wollen jetzt die Nixe zu Tode steinigen! Dort an der Gartenecke, wo es am tiefsten ist, da wohnt sie." Unter lautem Jubelgeschrei rannten sie zur bezeichneten Stelle. Stein auf Stein flog in die Tiefe, und in wilder Ausgelassenheit schrien die bösen Buben:

„Wassernixe, du mußt sterben
in dem frischen Wasserloch!
Wassernixe bist getroffen,
Wassernixe, lebst du noch?"

Bei jedem Wurf schäumten und brausten die Fluten gewaltiger, doch gerade das machte den Knaben viel Vergnügen, und sorglos setzten sie ihr Spiel fort. Plötzlich aber stand die Nixe mitten unter ihnen, und keiner hatte gesehen, woher sie gekommen war. Sie blickte zornig und strafend um sich, ergriff den Anstifter bei den Haaren und sprang mit ihm in die Tiefe hinab.

Mühlhäuser Spukgeschichten

Von Emil Griesbach stammen die Erinnerungen an schauerliche Spukgeschichten:
Für uns Kinder war es immer eine Freude, wenn sich in den Wintermonaten bei den Eltern in der Werkstatt die Nachbarn, Schuhmacher, Schneider und andere in der Abenddämmerung einfanden, um hier ein Stündchen bei einbrechender Dunkelheit, bis man das Licht anbrannte, zu plaudern. Das nannte man „Spelle gehn". Die Spellestunde wurde abwechselnd bei den Beteiligten abgehalten. Die kleinen Handwerker arbeiteten täglich fast bis Mitternacht; so war für sie die Dämmerstunde eine willkommene Unterbrechung ihrer Arbeit. Wir Kinder saßen unbeschwert und still in der Ecke und lausch-

ten den Erzählungen. Man erzählte Neuigkeiten aus der Stadt und was im „Anzeiger" stand. Der „Anzeiger" erschien damals wöchentlich nur dreimal, und es wurde oft ein Blatt von zehn Familien gelesen.
Den breitesten Raum der Erzählungen nahmen Spukgeschichten ein. Jeder wußte eine neue, und wer sie weitererzählte, setzte nach seiner Einbildungskraft noch etwas dazu.
Schauergeschichten entstanden, von denen ich hier einige erzählen möchte:
Alle Abende in der Geisterstunde wurde an der Pfuhlbrücke beim Hanfsack ein Hund bemerkt, der einen Schlüsselbund im Maul trug.
Im Kreuzgraben, der damals nur eine schmale Gasse war, wurden Menschen von einer unsichtbaren Hand geschlagen.
In einem Haus „Unter der Linde" soll eine große, schwarze Frau jahrelang ihr Unwesen getrieben haben. Die meisten Bewohner des Hauses haben sie gesehen und im Hausflur und auf den Treppen den Luftzug gefühlt, wenn sie in der Nacht an ihnen vorbeihuschte, um ihre Wanderungen auszuführen, Das Haus wurde abgerissen, um einem Neubau Platz zu machen. Von der schwarzen Frau hat niemand wieder etwas gesehen.
In einem Haus der Jacobistraße haben oft graue Wichtel durch ihr Erscheinen und Poltern die Handwerker erschreckt. Ebenfalls sollen graue Wichtel in Vockrodts Ziegelei gehaust haben.
Nicht nur in der Stadt, sondern auch außerhalb war es nicht geheuer. In der Mittelstraße, nach Hollenbach zu, wo der Fußweg links nach der Breitsülze abgeht, liegt auf der rechten Seite das „spitzige Höfchen". Dort war es gruselig. Die jungen Leute, die sich an der Breitsülze vergnügt hatten und des Nachts den Heimweg antraten, gingen mit Grauen an diesem Garten vorbei, denn um ihn sollte eine goldene Kette liegen, die von allerlei phantastischen Gespenstern bewacht wurde.
Im Johannistal, bei der „Dicken Linde", ging eine weiße Frau, von den Klippen aus kommend, über den Bach und verschwand.
Wer früher um Mitternacht den Weg von oder nach Bollstedt zurücklegen mußte, vermied es, am Rieseninger Berg entlangzugehen, weil man befürchtete, zwei Flachsrupferinnen, die ein Bollstedter in einer Silvesternacht dort bei der Arbeit gesehen haben wollte, zu begegnen.
Bevor in Mühlhausen die Eisenbahn gebaut wurde, befand sich zwischen der Martinivorstadt und Görmar eine große, sumpfige Wiese, auf der oft Irrlichter zu sehen waren. Von diesen wurden schnurrige Geschichten erzählt. Niemand traute sich zur Nachtzeit auf diese Wiese. Wer sich in die Nähe wagte, wurde von den Irrlichtern umgaukelt und von diesen die ganze Nacht in der Irre herumgeführt, bis er erschöpft zusammenberach.

Auf der Höngedaer Landstraße, am Ausläufer des Rieseninger Berges, in der sogenannten Mulde, soll eine gläserne Sau den Schatz von Aemilienhausen bewachen.
Ein älterer Mühlhäuser erzählte seinem erwachsenen Enkel von einem weißen Pudel, der jeden Abend zwischen zwölf und ein Uhr bei „Luisenruhe" (am Hohen Graben bei der Petrikirche) über den Weg springe und im Graben verschwinde. Der ungläubige Enkel verlangte Beweise und wurde deshalb vom Großvater um die Mitternachtsstunde auf den Hohen Graben geführt. Der Großvater sagte im Tone der Überzeugung: „Heute wirst du es schon gewahr werden!" Der Pudel kam aber weder um zwölf, noch um ein Uhr. Der Großvater rechtfertigte sich mit den Worten: „Alle Menschen sehen diese Erscheinungen nicht."
Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts soll es in einem Hause „Hinter dem neuen Brunnen" gespukt haben. Mehrere Tage sammelten sich dort Menschen an, um die Klopfgeister zu sehen, die zur Entwertung des Grundstückes beitrugen. Diese waren aber wieder verschwunden.
Im Iffland'schen Haus in Popperode war es nicht ganz geheuer. Von unsichtbarer Hand wurden Steine auf das Dach und gegen die Wände geschleudert, und im Hause klopfte es in allen Ecken. Wie bei einer Brunnenfestprozession zogen die Massen nach Popperode, um einen wirklichen Spuk am Tage zu erleben. Leider zogen es die Spukgeister vor, ihre Künste vor einer solch großen Menschenansammlung nicht zu zeigen, denn bekanntlich spukt es stets, wenn nur einer da ist.

Das Blutbad im Helbetal

Auf steiler Höhe, am Nordrande der Hainleite, erhebt sich seit langer Zeit die Grafenburg Lohra. Eine starke Mauer, aus gewaltigen Steinen zusammengefügt und mit Schießscharten versehen, sowie ein tiefer Wallgraben schirmten die Burg. Ein etwa 30 Meter hoher Turm, dessen Reste noch vorhanden sind, schaute trutzig ins Land hinein, und ein noch jetzt sichtbares Tor führte in das Innere der Burg. An der Nordseite des Burghofes, gleich neben dem Eingang, steht die Burgkappelle mit Ober- und Untergeschoß. Das sich anschließende Herrenhaus bestand aus einer geräumigen Halle und verschiedenen Gemächern für die Familie des Burgherren. Hier wohnten die Grafen von Lohra. Ihre Herrschaft lag im ehemaligen Wippergau und stieß im Süden an das Gebiet der ehemals freien Reichsstadt Mühlhausen.

Mit den Bürgern dieser Stadt lebten die Grafen von Lohra in steter Feindschaft. Nur zu oft entstanden Streitigkeiten zwischen den Grafen und der Stadt. Besonders verhaßt waren die Mühlhäuser dem Grafen Heinrich von Lohra. Als die Bürger der Stadt sich bei ihm über die Unsicherheit in seiner Grafschaft Lohra beschwerten, war er sehr aufgebracht. Er sah diese Beschwerde als Beleidigung an, schlug in Gegenwart seines Jugendfreundes, des Ritters von Keula, mit der Faust auf den eichenen Tisch und rief mit vor Zorn bebender Stimme: „Die verdammten Pfahlbürger sollen alle zum Teufel fahren, ich werde von der Stadt keinen Stein auf dem anderen lassen, so wahr ich Heinrich heiße!" Er schickte zwei Waffenknechte nach Mühlhausen und forderte Genugtuung. Die Mühlhäuser aber verhöhnten und mißhandelten die Boten und schickten dem Grafen einen räudigen Hund.

Wutentbrannt über diese Verhöhnung ließ Graf Heinrich durch Höhenfeuer und Glockengeläut alle dienstpflichtigen Ritter und Mannen auffordern, nach seiner Burg zu eilen. Auch der jugendliche Ritter Ludwig von Straußberg, der sich um des Grafen schöne Tochter Adelheid bewarb, folgte dem Rufe und stellte sich mit 30 Mann auf der Burg Lohra ein. Adelheid beschwor den Geliebten, ihren Vater im Kampf zu schützen, damit er unversehrt heimkehre.

Am nächsten Morgen gab der Graf das Zeichen zum Aufbruch. Der Weg, den die Ritter zogen, führte durch das Helbetal, in dem sich damals ein See befand. Während die Mannen auf Kähnen nach dem jenseitigen Ufer fuhren, mußten die Pferde, am Zügel geführt, den See durchschwimmen. Unterwegs schloß sich der Ritter von Keula mit seinen mit Keulen bewaffneten Mannen dem Rachezug an.

Vor den Mauern der Stadt Mühlhausen angekommen, wurde sofort versucht, die Stadt zu stürmen. Doch so tapfer auch Graf Heinrichs Mannen kämpften, sie konnten nichts erreichen. Die Mühlhäuser

Bürger waren auf der Hut und schlugen jeden Ansturm mutig zurück. Mancher aus der Gefolgschaft Graf Heinrichs fand auf den Wällen der belagerten Stadt den Tod. Diese schweren Verluste zwangen die Angreifer schließlich zum Rückzug. Als sie aber im Helbetal den See durchquert und das heimatliche Ufer wieder erreicht hatten, wurden sie plötzlich von den Mühlhäusern, die den Grafen und seine Ritter umgangen hatten, überfallen. Ein furchtbarer Kampf, Mann gegen Mann, entbrannte, wobei soviel Blut geflossen sein soll, daß das Waser der Helbe rot gefärbt wurde.
Graf Heinrich kämpfte mit aller Verzweiflung, und mancher Mühlhäuser fiel durch seine Hand. Da wurde er von einem Lanzenstich durchbohrt und sank tot nieder. Der Ritter von Straußberg hatte das nicht verhindern können. Nur wenige Mannen erreichten mit dem Ritter von Straußberg die Burg Lohra.
Als er der geliebten Adelheid die Unglücksbotschaft überbrachte, sah sie ihn wie erstarrt an und wies ihm die Tür. Dann brach sie laut weinend zusammen. Doch der Gedanke, wenigstens die sterbliche Hülle ihres Vaters zu retten, ließ sie nicht ruhen. Furchtlos ging sie den anstürmenden Feinden entgegen, warf sich dem Anführer zu Füßen und bat um den Leichnam ihres Vaters und um Schonung der Burg. Überrascht von der Schönheit der Grafentochter, versprach der Anführer, die Burg nicht zu stürmen. Er schickte sogleich zwei Stadtknechte aus, den Leichnam des Grafen zu holen. Adelheid nahm die Leiche in Empfang und ließ sie im Hauptturm der Burg beisetzen.
An der Stelle aber, wo Graf Heinrich von Lohra gefallen war, ließ Adelheid ein steinernes Kreuz errichten.
Dieses Steinkreuz, „Steinerne Jungfrau" genannt, steht noch heute, allerdings stark verwittert, am Nordhange des Helbetales und erinnert an das „Blutbad im Helbetal".
Der Sage liegt eine geschichtliche Begebenheit zugrunde. In einer Mühlhäuser Chronik wird folgendes berichtet:
„Anno 1446. In diesem Jahre rannte der von Reinstein (Regenstein) vor die beiden Dörfer Grabe in dem Mühlhäusischen Gerichte, und nahm ihnen alle ihr Vieh, aber die von Mühlhausen folgeten ihnen nach und nahmen ihnen das meiste Teil des Viehs wieder ab, und ward Hans Immenroldt (Joh. Immenrad), ein ehrlicher Bürger, darüber im Helme-Thale (richtig: Helbetal – Red.) erschossen, und ihm ist ein Stein oben am Thale nach Lohra zu gesetzt in die Bonifacii (5. Juni) 1446."

Bonifatius fällt beim Dorf Eichen eine Donareiche

Im Jahre 724 soll der Sage nach Bonifatius in die Gegend von Mühlhausen gekommen sein. Zwischen dem Thomasteich und dem „Weißen Haus" lag damals das Dorf Eichen. Hier befand sich unter einer hohen Eiche eine heidnische Opferstätte, die dem Donar geweiht war. Bonifatius fällte diese Eiche, und aus dem Holz dieses Baumes soll der Altar in der Eigenrieder Kirche erbaut worden sein.
Andere Erzähler behaupten, daß aus dem Eichenholz eine Truhe gebaut worden sei. Im Jahre 1581 jedenfalls wurde eine Truhe aus der Wallfahrtskirche des ehemaligen Dorfes Eichen für vier Gulden an die Kirche zu Hollenbach verkauft. Noch heute steht die aus einem einzigen Eichstamm gefertigte Truhe im Mühlhäuser Heimatmuseum. Sie hat eine merkwürdige Form: vierkantig zugehauen und trogförmig ausgehöhlt.
In der Kirche des untergegangenen Dorfes Eichen bei Mühlhausen soll der Sage nach ein wundertätiges Marienbild gestanden haben, zu dem im Mittelalter Wallfahrten unternommen wurden: „Ein Marienbild kam immerzu in einem Eichbaum wieder und wollte daselbst angebetet sein, wie oft man es auch von dannen hinweggetragen hat. Man baute zuletzt eine Kapelle über dem Eichstock, darinnen das Bild stand."
Im Jahre 1566, nach der Einführung der Reformation, wurden diese Wallfahrten auf Befehl des Rates der freien Reichsstadt Mühlhausen verboten und die Kirche geschlossen, „da es lauter Betrug mit dem Fortgehen des Bildes gewest, also von den Baalspfaffen vorgenommen, eine Ablaßkrämerei allda einzurichten."

Die Bonifatiuspfennige

Wer kennt nicht die Bonifatiuspfennige, die kleinen, niedlichen Steine. Sie sind geformt wie ein Pfennigstück, aber nicht ganz so groß. Auf dem Hainich finden sie sich verstreut im Gestein, im Vogteier Wald treten sie besonders in Steinbrüchen zutage, und am Forstberg bei Mühlhausen liegen sie zu Hunderten.
Es sind die versteinerten Stielglieder der sogenannten „Seelilie" (Encrinus liliiformis).
Aber warum tragen die „Bonifatiuspfennige" ihren Namen?
Als vor Zeiten der heilige Bonifatius predigend durchs Land zog, wollten viele Thüringer von seiner Lehre nichts wissen. Das Volk verlangte weit mehr nach den irdischen als nach den himmlischen Gütern. Die Bewohner verlangten von ihm und seinen Gehilfen Geld und Gut. Als sie dieses nicht bekamen, schalten sie die Missionare

und bewarfen sie mit Steinen. Im heiligen Zorn verwünschte der Heilige alles Geld im Lande, und augenblicklich schrumpfte jeder Pfennig zu einem kleinen Stein zusammen. Die Menschen, die dieses Wunder sahen, erschraken und ließen sich taufen.
Was aber zu Stein geworden war, blieb Stein; davon findet man noch bisweilen einige kleine Scheibchen und nennt sie Bonifatiuspfennige.
Manche Leute erzählen die Sage anders:
Bonifatius war in das Thüringer Land gekommen, um das Evangelium zu verkünden. Ohne Furcht zog er umher. Viele ließen sich taufen und wurden Christen. Kirchen wurden gebaut, und fromme Mönche, die mit Bonifatius gekommen waren, predigten in ihnen. Um die Dinge des täglichen Bedarfs sorgte sich der Apostel nicht. Wenn er Geld brauchte, um sich Brot zu kaufen, hob er die runden Steinchen auf. Diese wurden in seiner Hand zu Münzen. So heißen diese Steine bis auf den heutigen Tag Bonifatiuspfennige.

Der Reiter ohne Kopf im Wald bei Tiefental

Südlich vom Dorfe Dörna erinnert uns der Name eines Flurteiles an die Stätte, wo einst Tiefental lag.
Im Tiefentaler Wald soll es der Sage nach nicht mit rechten Dingen zugehen:
Vor vielen Jahren haben Mühlhäuser Jäger dort schauerliche Dinge erlebt. Im ersten frühen Morgenlicht saßen sie auf dem Anstand, als es plötzlich in den Wipfeln der Bäume wie bei einem gewaltigen Sturmwind rauschte. Sie vernahmen Pfeifen und Knacken, gellende Schreie hallten durch den Wald. So schnell wie möglich flüchteten die Jäger aus dem Wald.
Am Rande des Gehölzes hielten sie schreckensbleich an. Zu ihrer Verblüffung herrschte hier aber völlige Windstille.
Dieser wilde Spuk rührte von dem Reiter ohne Kopf her, der im Tiefentaler Forst sein Unwesen treibt. Sturmwind eilt seinem Schimmel voraus und zaust mit Macht die Bäume, so daß sie ächzen und stöhnen. Jahraus, jahrein jagt der kopflose Reiter zu bestimmten Zeiten durch den Wald – ruhelos bis in alle Ewigkeit.
Wer mag der unheimliche Reiter sein?
In Tiefental lebte einst ein reicher Gutsherr. Aus Geiz und Geldgier verschrieb er seine Seele dem Teufel. Nun besaß er zwar Geld in Hülle und Fülle sowie ausgedehnte Ländereien, aber die Angst vor seinem schrecklichen Ende raubte ihm Ruhe und Frieden.
In wilder Wut ritt er durch seine Waldungen im Tiefentaler Forst. Schandtat auf Schandtat häufte er und wurde zum Schrecken der umliegenden Ortschaften.

In Tiefental riefen die Glocken zum sonntäglichen Gottesdienst. Doch der gewissenlose Gutsherr fröhnte seiner Jagdleidenschaft. Plötzlich bäumte sich sein Pferd auf. Der dem Satan Verfallene lag mit zerschmettertem Schädel am Boden. Der Teufel hatte sein Opfer geholt. Seit jener Zeit soll der kopflose Schimmelreiter schon zahlreichen Menschen begegnet sein.

Der Schatz in der Hirtengasse zu Eigenrieden

In der Hirtengasse zu Eigenrieden soll sich in einem Brunnen eine steinerne Flasche mit einem Schatz befinden. An bestimmten, jedoch niemandem bekannten Tagen kommt zuweilen in der Mittagsstunde die Flasche empor. Der Hals ragt dann aus dem Wasser hervor, so daß man die grüne Steingutflasche erkennen kann. Auf dem Pfropfen glänzen deutlich im dunklen Brunnenschachte drei golden leuchtende Sterne.
Schon mehrere haben die aufsteigende Flasche gesehen. Mancher hatte sie bereits im Schöpfeimer. Trotz aller Anstrengungen gelang es bisher niemandem, den Eimer mit dem kostbaren Gut emporzuwinden. In halber Höhe löste sich jedes Mal der Boden aus dem Eimer, und die Flasche versank in der Tiefe.
Einst gelang es Meister Wagner, die Flasche in einem neuen, festen Eimer aufzufangen. Zuversichtlich begann der kräftige Mann, die Winde zu drehen. Als er jedoch merkte, daß seine Kräfte nicht ausreichten, stieß er einen Fluch aus. Im selben Augenblick sprang der Boden aus dem neuen Eimer. Die Flasche entschwand wiederum im tiefen Brunnen. Ihrer Last ledig, schnellte die Winde hastig zurück. Die Kurbel traf den Meister so heftig, daß er zu Boden stürzte und die Besinnung verlor.

Die goldenen Äpfel unter dem Holzapfelbaum

Eine gewisse Liese Meister aus Eigenrieden wollte einst an einem Sonntagmorgen Gras aus dem Felde holen. Sie kam an die Stelle, an der früher die Burg gestanden haben soll. Da erblickte sie unter einem Holzapfelbaum gelbe Äpfel. Schnell las sie die herrlichen Früchte für ihre Kinder auf und legte sie zu einem Häufchen zusammen. Gerade wollte sie die Früchte in ihre Schürze tun, als sie unter dem Baum einen riesigen, gar fürchterlich aussehenden Hund liegen sah. Eine glühende Zunge hing ihm aus dem Maul, und scharfe,

weiße Zähne blitzen. Erschrocken ließ sie die Äpfel wieder fallen und lief rasch nach Hause. Ein paar Äpfel waren aber doch wie Kletten am Schürzenband hängengeblieben. Als sie die Schürze ablegte, fielen diese als Goldstücke zu Boden.

Die „Schwarze Hose"

Zahlreiche Epidemien, vor allem die Pest, wüteten auch in Mühlhausen und rafften einen großen Teil der Bevölkerung dahin. So zahlreich waren die Todesopfer, daß man das Läuten der Sterbeglocke verbot, um die noch Lebenden nicht zu erschrecken.
Ein Siechenhaus für Aussätzige befand sich in Aemilienhausen. Ein anderes richtet man in der Nähe der Lengefelder Warte ein und nannte es wegen seines Farbanstriches das „Schwarze Haus".
Die Sage nennt das Gasthaus an der Warte die „Schwarze Hose":
Zahlreiche Frachtfuhrleute, die Waren von und nach der freien Reichsstadt Mühlhausen brachten, spannten hier aus. Oft herrschte lustiges Treiben in dem einsamen Gasthof. Nicht selten saßen die Fuhrleute, die sich hier aus allen vier Winden trafen, bis zur Mitternacht zechend beisammen. Besonders berüchtigt war das Gasthaus wegen des dort üblichen Kartenspiels und der verbotenen Glücksspiele. Wenn nun zum Spiele der vierte Mann fehlte, so hängte der Wirt vor seiner Tür an einer Stange eine schwarze Hose aus. Fuhrleute, die schon oft die damals belebte Straße befahren hatten, kannten das Zeichen. Mancher ließ sich wohl dadurch verleiten, den Pferden hier Rast und sich selbst etwas Vergnügen zu gönnen. Auch wenn ein frisches Faß angezapft wurde, konnte man dies daran erkennen, daß die schwarze Hose im Winde flatterte.
Bauern, die in der Nähe auf den Feldern arbeiteten oder in den nächsten Dörfern wohnten, wurden durch die eigenartige Werbung angelockt.
Aus diesem Grunde erhielt der Gasthof den scherzhaften Namen „Schwarze Hose".

Der Teufel wird angeführt

I.

Ein Sollstedter Weber ging einmal nach Mühlhausen. Dort sah er auf dem Blobach zwei Frauen beisammenstehen. Die eine rief ein über das andere Mal: „Das ist mir doch im ganzen Leben noch nicht vorgekommen!" Als der Weber in die Nähe der Frauen kam, trat ein eleganter Herr auf sie zu und fragte eine der Frauen, ob er das haben könne, was ihr zu Hause am liebsten sei. Als sie ihm nicht gleich antwortete, forderte er sie auf, mit ihm zu kommen. Wie im Traum folgte sie dem Herrn. Auf einmal bemerkte sie, daß er einen Pferdefuß hatte. Sie rief erschrocken: „Ach, Herr Jesus, wie kann ich mit einem solchen Herrn gehen!" Kaum aber hatte sie diese Worte ausgesprochen, war der Fremde wie vom Erdboden verschluckt.

II.

Ein anderes Mal ging eine Frau Koch aus Sollstedt nach Volkenroda, um dort Fallobst zu holen. Als sie sich am nächsten Nachmittag auf dem Heimweg durch den Wald befand, erschien plötzlich ein Rind. Es schritt neben ihr her, wurde aber immer größer und größer. Auf einmal begann es, laut zu fauchen. Ängstlich schrie die Frau: „Bist du von Gott, so komme mit mir, bist du aber des Teufels, so schere dich zu ihm!" Kaum hatte sie das letzte Wort ausgesprochen, war die Erscheinung verschwunden.

III.

Das Zauberbuch in Kaisershagen

Ein Sollstedter Holzhauer wurde von einem Arbeitskollegen aus Kaisershagen zu einem Sonntagsbesuch eingeladen. Am nächsten Sonntag machte er sich auf den Weg. Bei seinem Freund angekommen, war dieser noch mit dem Füttern der Schafe beschäftigt. Die Hausfrau bat den Gast, in das Haus einzutreten und in der Stube Platz zu nehmen. Zum Zeitvertreib griff er nach dem auf der Truhe liegenden Buch. Kaum hatte er die ersten Worte gelesen, erschien auf der Stuhllehne ein Rabe. Je weiter er las, desto mehr Raben wurden es. Als ihre Zahl auf sieben angestiegen war, trat der Hausherr ein und rief beschwörend dem Lesenden zu, er solle um Gotteswillen sofort rückwärts lesen. Erschrocken kam er der Aufforderung nach. Nun verschwand ein Rabe nach dem anderen. Der Hausherr nahm das Zauberbuch aus den Händen des Gastes und trug es hastig aus der Stube.

IV.

Das behexte Pferd zu Ammern

Vitus Döring, ein Bauer aus Ammern, hatte sich ein neues Pferd gekauft. Als er nun eines Abends in der Schenke saß, kam das Gespräch auch auf den Pferdekauf. Alle waren sich darüber einig, daß er ein gutes Geschäft gemacht hatte. Der Bäcker aber lächelte vielsagend. Er behauptete, das starke Pferd würde sich ohne seinen Willen nicht von der Stelle rühren.

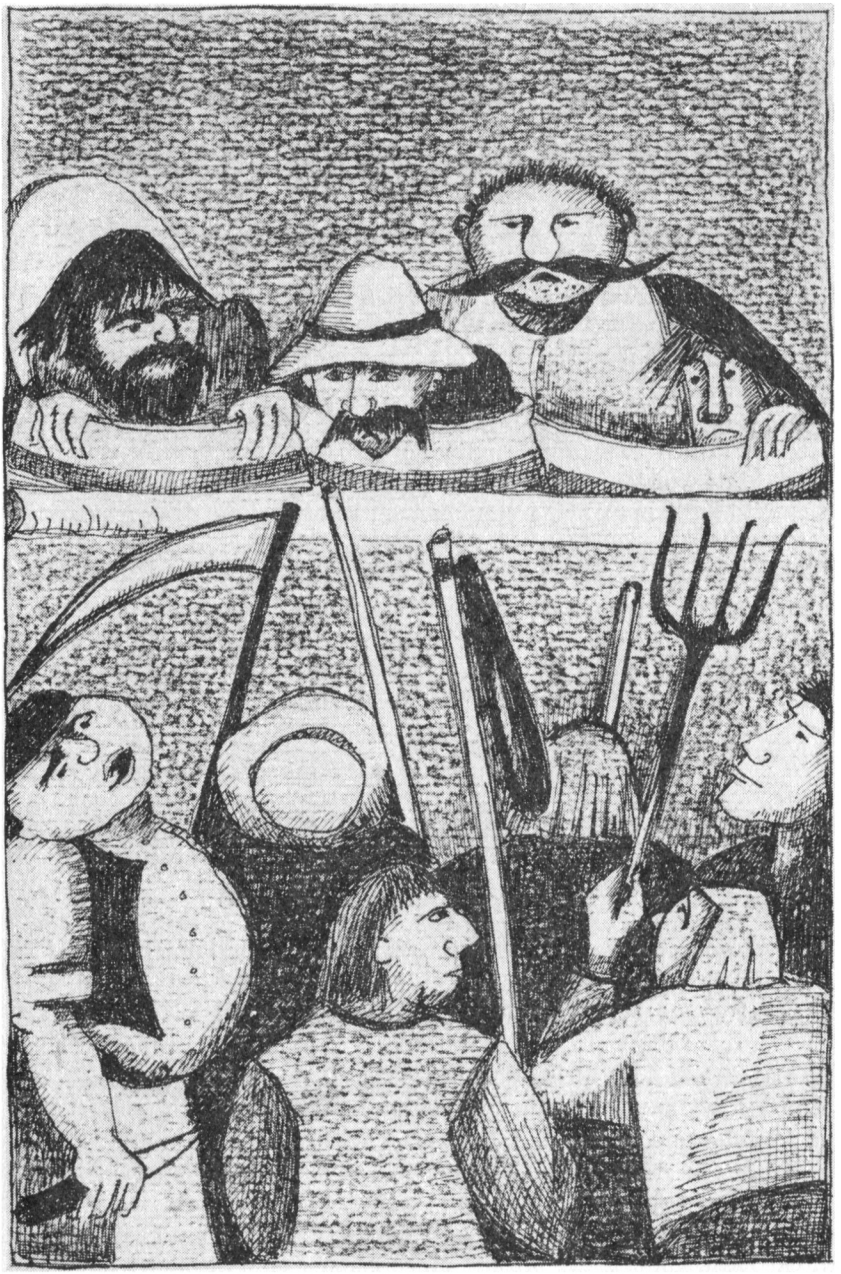
Nach einigen Tagen fuhr der Bauer Mist. Als er heimwärts mit dem leeren Wagen an der Bäckerei vorüberfuhr, blieb plötzlich sein Pferd stehen. Es zitterte am ganzen Körper und bekam Schaum vor das Maul. Döring erinnerte sich an die Behauptungen des Bäckers. Er trat auf den überlegen lächelnden Bäcker zu und bat ihn, solche unpassenden Späße zu lassen. Wortlos begab sich der Bäcker zurück in die Backstube. Augenblicklich reagierte das Pferd wieder auf die Befehle des Bauern.

Die „Böse Fünf" in Menteroda

Es war wenige Tage vor der Menteröder Kirmes. Für das bevorstehende Fest hatte sich der Schenkwirt reichlich mit Bier, Nordhäuser, Braten und Würsten eingedeckt. Zwar würden die nächsten Tage viel Arbeit und Lärm, aber auch etliche blanke Taler bringen. Von dem vollen Keller und der reichlich ausgestatteten Vorratskammer hatten auch Räuber Kunde erhalten. Diese Gesellen machten schon seit Jahren die Gegend unsicher. Niemandem war es bisher gelungen, sie zu fangen. Auch wußte man nicht genau, woher sie gekommen waren und wo sie hausten. Die einen erzählten, es seien ehemalige Söldner der Kaiserin Maria Theresia, die die Arbeit scheuten. „Es sind zu Unrecht bestrafte, die sich rächen wollen", meinten andere.

Mancher Bauer konnte von den Räubereien der sogenannten „Bösen Fünf" berichten. Die Räuberbande führte ihre Überfälle stets mit großer Schlauheit und Umsicht aus, so daß die bäuerliche Selbsthilfe versagte. Der herzogliche Gendarm in Volkenroda zog es jedoch vor, seine Haut nicht zu Markte zu tragen.

An einem dieser Herbsttage fuhr ein feiner Mann auf den Schenkhof. Er ließ ausspannen, und der Knecht brachte das schöne Pferd in den Stall. Auf dem Wagen standen vier große Fässer. Der Fremde setzte sich in die Wirtsstube, aß, trank und zeigte sich sehr freigiebig. Der Wirt und alle Gäste durften essen und trinken nach Herzenslust. Bald waren alle in fröhlicher Stimmung.



Um die siebente Abendstunde kam ein Knabe in die Schenke, um Heringe zu holen. Neugierig ging er an den auf dem Hof stehenden Wager heran und klopfte verspielt an den Fässern herum. Doch was war das? Ein dumpfe Stimme fragte: „Ist es Zeit?" Erschrocken lief der Knabe zur Wirtin und erzählte ihr von der Stimme im Faß. Rasch holte sie ihren Mann und ein paar Nachbarn und begab sich mit ihnen auf den Hof. Auf ihr Klopfen an dem ersten Faß ertönte die Stimme wieder: „Ist es Zeit?" – „Nein", antwortete geistesgegenwärtig der Wirt. Die Befürchtungen hatten sich bestätigt. Nun pochte man am zweiten Faß. Auch hier wieder eine fragende Stimme: „Ist es Zeit?" und die Antwort darauf: „Nein". Dieselbe Frage und Antwort auch am dritten und vierten Faß. Jetzt wußte man, wer in den Fässern steckte und wer in der Wirtsstube saß. Schnell wurde der vornehme Herr überwältigt und niedergemacht. Lautlos holte man inzwischen alle Männer aus dem Dorf herbei. Sie kamen mit Sicheln, Sensen, Mistgabeln und Dreschflegeln, um die verhaßten Räuber zu töten. Endlich war die Stunde der Abrechnung da! Wagen und Schenkhof wurden umstellt.
Dann klopfte man am ersten Faß und antwortete dem Fragenden mit: „Ja!" Sofort hob sich der Deckel des Fasses, und der erste Räuber reckte sich empor. Ehe er begriff, hatte man ihn schon erschlagen. So erging es auch den anderen Räubern.
Alle begaben sich nun in die Gaststube, um den Erfolg zu begießen. Sorglos feierte man die Kirmes. Niemand brauchte sich mehr zu ängstigen, daß daheim die „Böse Fünf" einkehrte.

Das Glückskind

Das Heroldsche Haus zu Menteroda gehörte vor langer Zeit einer armen Witwe. Sie und ihre Tochter Kathrin ernährten sich mehr schlecht als recht. Kathrin war ein Sonntagskind. Diesen Kindern prophezeien die weisen Frauen große Reichtümer, doch davon hatte das Mädchen noch nichts gemerkt.
Mutter und Tochter sammelten Blumen, Kräuter und Moose, die sie in Mühlhausen verkauften. Ihr Verdienst war sehr gering und reichte nur für das Allernotwendigste. Die Frau aber war ehrlich, fleißig und gottesfürchtig, und so erzog sie auch ihr Kind.
Es war in den zwölf Nächten von Weihnachten bis zum Fest der Heiligen Drei Könige. Da ertönte eines Nachts eine Stimme: „Kathrin, komm heraus unter den krummen Apfelbaum!" Doch das Mädchen hatte Angst und befolgte die Aufforderung nicht.

Auch in den folgenden Nächten hörte es die Stimme. Endlich, in der vierten Nacht, faßte es sich ein Herz und ging in den Garten. Tiefer Schnee bedeckte die Erde. Ein seltsamer Glanz erhellte die dunkle Nacht. Unter dem krummen Apfelbaum sah Kathrin frischgefallene Herbstblätter liegen. Verwundert las das Mädchen seine Schürze voll. In der Stube schüttete es die Blätter vor den Herd. Wie sehr erschraken Mutter und Tochter, als sie am anderen Morgen lauter Goldstücke vor dem Herd entdeckten. Jetzt war klar, welche Bewandtnis es mit der nächtlichen Stimme und den Blättern hatte. Kathrin eilte schnell hinaus, um noch mehr davon einzusammeln, aber alles Laub war verschwunden.
Doch das Gold reichte aus, daß Mutter und Tochter von nun an ein sorgloses Leben führen konnten.

Die weiße Frau im „See" von Menteroda

Wo sich heute die alte Schenke befindet, soll früher das Schloß eines mächtigen und reichen Adelsgeschlechtes gestanden haben. Einst hatte der Schloßherr das schönste Mädchen der ganzen Gegend zu seinem Weibe gewonnen. Er war ein rücksichtsloser und roher Geselle, und so kam es, daß seine Gattin das vor dem Priester gegebene Treuegelöbnis nicht hielt. Sie hatte einen heimlichen Geliebten, mit dem sie sich in einem Schlößchen im „See", so wurde ein Waldgebiet in der Nähe Menterodas genannt, des Nachts oft heimlich traf. In einer Neujahrsnacht überraschte der hintergangene Ehemann seine treulose Gattin mit ihrem Geliebten. Voll Zorn durchbohrte er beide mit seinem Schwert. Die Seele der gemordeten Gattin verfluchend, floh er in die Welt.
Seit jener Zeit aber ging die Frau in weißen Gewändern im „See" um. Der Fluch des Schloßherrn trieb die arme Seele ruhelos umher. Um sich von ihren seelischen Qualen zu befreien, gab sie oft armen Leuten Geschenke. So fand eine Witwe, die gar nichts mehr zu essen hatte und vor Verzweiflung in den Wald geeilt war, einen Korb voller Lebensmittel.
Ein armer Mann, der seine Schuld nicht bezahlen konnte und am folgenden Tag in den Schuldturm geworfen werden sollte, fand einen Beutel voller Gulden.
Nun kam einst ein Schneiderlein aus Mühlhausen in der Neujahrsnacht, genau hundert Jahre nach jener gräßlichen Mordtat durch den „See". Staunend stand er auf einmal vor einem wunderbaren Schloß. Dessen Gleißen und Glitzern blendeten ihn. Heraus trat eine schöne Frau in weißen Gewändern. Leid und Schmerz lagen auf ihrem bleichen Antlitz. Vor Schreck war der Schneider stehengeblieben. Die

Frau forderte ihn auf, in das Schloß einzutreten. Das furchtsame Schneiderlein aber lief schnurstracks davon. Es vernahm nur noch ein schmerzliches Schluchzen und Klagen: „Nun bin ich verloren! Meine Seele kann nicht mehr gerettet werden!" Lautes Dröhnen veranlaßte das Schneiderlein, noch schneller zu laufen. Verstört kam er zu Hause an und konnte viele Wochen kein Wort mehr sprechen. Seit jener Zeit aber ist die weiße Frau niemandem mehr erschienen.

Die Heiligen im Kloster Volkenroda

In dem Zisterzienserkloster Volkenroda bei Mühlhausen lebte einst ein Abt, der die Reliquien der Heiligen hoch verehrte.
Eines Nachts hatte der Abt einen seltsamen Traum: Er sah sich in das Kloster der heiligen Ursula zu Köln versetzt. Außerhalb des Gotteshauses, an einer Mauer, lagen die Gräber von drei Jungfrauen.
Schon bald reiste der Abt nach Köln und fand sogleich die Stelle, die er im Traum gesehen hatte. Seine Bitte, an der Mauer graben zu lassen, wurde ihm gewährt.
Der Kirchendiener Ulrich wurde von der Äbtissin beauftragt, an der vom Volkenröder Abt gewiesenen Stelle zu graben. Bald stieß er auf einen Sarkophag. In diesem lag neben den Gebeinen ein schöner Kamm. Ulrich legte den Kamm an den Rand des Grabes. Eine Nonne, die zufällig vorüberging, bewunderte den Kamm, steckte ihn ein und lief schnell weiter.
Endlich hatte Ulrich die Gebeine der Jungfrauen geborgen und sie in einen Schrein gelegt.
Am anderen Morgen wollte der Abt mit seinen Reliquien wieder die Heimreise antreten. In der Nacht erschienen ihm die drei Jungfrauen und sprachen: „Wir können nicht mit dir gehen." Bestürzt fragte der Abt: „Warum denn nicht, geliebte Schwestern?" Darauf gab eine zur Antwort: „Weil man mir den Kamm nahm, den mir die Mutter schenkte, als ich mein Vaterland verließ." „Wer nahm ihn denn, o Herrin?" fragte der Abt, und sie antwortete: „Als Ulrich den Kamm an den Rand des Grabes legte, stahl ihn Schwester Frideriedis."
Des Morgens trat der Abt vor die Äbtissin und fragte: „Lebt in diesem Kloster eine Schwester Frideriedis?" Die Äbtissin entgegnete: „Ja, eine unserer Nonnen wird so genannt." „Dann lasset sie kommen", sprach der Abt. Die Nonne bekannte unter Tränen ihren Diebstahl. Am anderen Tag reiste der Abt zurück und wurde im Kloster Volkenroda mit großem Jubel empfangen. Die Reliquien wurden von nun an in einem Altarschrein verehrt.

Als in späteren Zeiten Kriegshorden das Land verunsicherten, verbarg man den Kirchenschmuck und die Reliquien unter dem Kirchendach. Nachdem die Unruhen im Land zu Ende waren, holte man die Kostbarkeiten wieder aus ihrem Versteck. Aber niemand dachte mehr an die Jungfrauen. Sie blieben vergessen unter dem Dach liegen. Darüber waren sie sehr erzürnt und klopften deshalb mehrere Male gegen den Schrein. Aber es half nichts, keiner hörte ihr Klopfen. Da erschienen sie in einer Nacht während der siebenten Gebetsstunde am Eingang des Chores, verneigten sich zuerst gegen den Altar, dann gegen den Abt und die Mönche und verließen durch die geschlossene Tür die Kirche. Alle hatten das gesehen, aber jeder Mönch glaubte, er allein hätte die Erscheinung gehabt.
Nach dem Gebet berichtete ein Mönch dem Abt das Geschehene. Auch alle anderen Mönche kamen und sagten dasselbe. Lange konnten sie sich die Erscheinung nicht erklären. Endlich erinnerte sich einer der Mönche: „Sollten das nicht die drei Jungfrauen sein, die unser früherer Abt aus Köln geholt hatte. Liegen diese doch noch unter dem Kirchendach!"
Da man sie dort nicht mehr vorfand, schickte der Abt einen Mönch zur Kirche der heiligen Ursula nach Köln. Tatsächlich waren die Jungfrauen in ihr ehemaliges Grab zurückgekehrt. Die Äbtissin lehnte jetzt die Bitte des Mönches aus Volkenroda ab, die Reliquien wieder zurückzusenden. Traurig zog der Mönch wieder heim.

Das Steinkreuz bei Volkenroda

Besonders große Verdienste um die Erschließung unserer Heimat haben sich die Zisterziensermönche erworben.
Auch sie büßten viel von ihrem Ansehen ein, als in späteren Jahren die Klöster zu ansehnlichem Reichtum kamen, und zahlreiche Ordensleute und Geistliche einen unmoralischen Lebenswandel führten.
Aus dieser Zeit erzählt die Sage vom Steinkreuz bei Volkenroda:
Abseits von der großen Heeresstraße, fern dem Strom der Wanderer und Reisenden, liegt Volkenroda. In einer leichten Mulde erheben sich die Gutsgebäude, das alte Amtshaus und einige Häuser.
In der Nähe des Waldes lag das Zisterzienserkloster. Seine Mönche lasen auch in den zum Kloster gehörenden Dörfern die Messe. In Langensalza verwalteten sie den Siechenhof, in Großfurra und Schlotheim waren sie Beichtväter der dort lebenden Nonnen.
Böse Gerüchte haben sich im Volk über die Beziehungen zwischen diesen Nonnen und den Mönchen erhalten; mehr als ein Liebesidyll sollen Schlotheims Klostermauern gesehen haben.

Seit langer Zeit war eine Nonne aus Schlotheim in einen Mönch des Volkenröder Klosters verliebt. Eine Nachts floh sie aus ihren ehrwürdigen Gemäuern, um zu ihrem Geliebten zu eilen. Schon war die Klosterkirche zu erkennen, da zogen drohend schwarze Wolken auf. Es wurde so dunkel, daß man die Hand vor den Augen nicht erkennen konnte. Fast hatte sie die Pforte erreicht, als der Himmel von einem grellen Blitz erleuchtet wurde. Noch lange danach grollte der Donner. Die Strafe des Himmels hatte die sündige Nonne ereilt. Sie war völlig verbrannt, so daß man danach kaum noch Asche fand.
Noch heute befindet sich dort ein Steinkreuz, ursprünglich stand es näher der Gangolfskapelle. Eine verwitterte Inschrift gibt uns Kunde, daß die auf dem Kreuz abgebildete Nonne vom Blitz erschlagen wurde.

Görmar'sche Sagen

Um 1800 sind durch das Herausbrechen des linken Steilufers der Unstrut Menschenskelette zutage getreten. Ebenso fand man verrostete Stücke von alten Schwertern.
Man erzählt in Görmar seit vielen Jahren, daß an dieser Stelle vor undenklichen Zeiten eine Schlacht stattgefunden habe. Der Kaiser habe mit seinem Gefolge auf der rechten Seite gestanden, die Feinde aber auf der linken; es sollen Dänen oder Schweden gewesen sein.
Im Jahre 1970 wurde von Mitarbeitern des Heimatmuseums in der Nähe des Herrensteins (gotisches Steinkreuz) bei Görmar das Doppelgrab zweier Männer, vielleicht Brüder, geborgen. Beide Männer waren enthauptet worden. Als Grabbeigabe fand sich ein Reitersporn aus Eisen.
Die Sage berichtet, daß es in der Nähe des Steinkreuzes nicht geheuer sei. Niemand gehe dort gern und ohne Gruseln zu mitternächtlicher Stunde vorüber. Während der Geisterstunde könne man hier einen Reiter ohne Kopf sehen, der durch sein plötzliches, unheimliches Erscheinen und Vorbeigaloppieren verspäteten Wanderern und Neugierigen Todesschrecken einjage, von dem sich diese nur schwer oder auch gar nicht erholen würden.
Nördlich von der jetzigen Kirche ist im Felde eine Quelle, die manchmal austrocknet und in anderen Jahren wieder mitten im heißen Sommer viel Wasser führt. Im trockenen Sommer 1842 soll die Quelle plötzlich ausgebrochen sein und eine große Wassermenge freigegeben haben. Solche Jahre, so erzählen es noch die alten Leute, werden Hungerjahre. Die in der regenarmen Zeit hervorbrechende Quelle nennt man deshalb „Hungerquelle".

Der Untergang Bechstedts

Der Sage nach geschah es im verhängnisvollen Jahre 1632. Der Bechstedter Pfarrer Moringk saß mit seiner Tochter Gertrud im düsteren Zimmer der Pfarre. Der Herbststurm rüttelte mit Macht an dem alten Gebäude. Pappenheims wilde Scharen machten die Gegend unsicher. Moringk hatte für 200 bare Goldgulden, die man mühsam in dem verarmten Dorfe gesammelt hatte, in Pappenheims Lager vor Mühlhausen einen Schutzbrief – die „Salvaguardia" – ausgehändigt bekommen. Dieser erstreckte sich auf Hab und Gut und das Leben sämtlicher Bechstedter. Auch das Kirchlein mit seinem Turm war darin genannt. Sonderbarerweise jedoch erwähnte der Schutzbrief die drei wunderschönen Glocken nicht. Wahrscheinlich war das mit Vorbedacht geschehen, da in dieser Zeit manche Glocke in die Kanonengießereien wanderte.

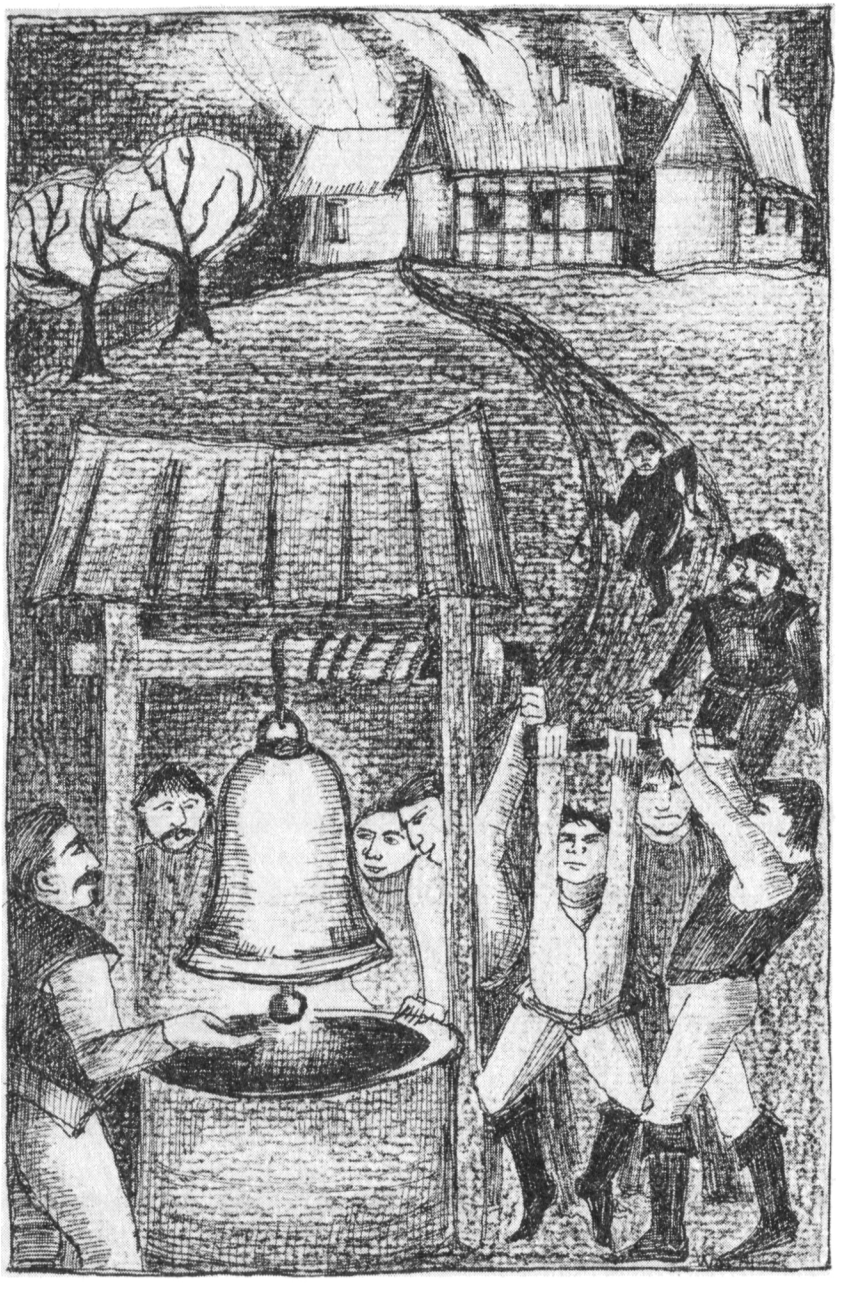
Die Einwohner des Dorfes wollten dieses Schicksal ihren Glocken ersparen. In der Nacht beschlossen sie, die Glocken zu retten. Moringk erzählte es seiner Tochter: „Morgen in der Nacht wollen wir die Glocken vom Turm herabnehmen und sie in den tiefen Brunnen versenken, bis wieder ruhige Zeiten einkehren. Gebe Gott, daß es unter uns keinen Verräter gibt!" Die Sorge des Pfarrers war berechtigt. Unter dem Fenster hatte Kurt Pfeffer, der Förster vom Reckenbühl, gelauscht und jedes Wort verstanden. Ja, er hatte sich sogar den Namen des Hauptmannes gemerkt, der dem Pfarrer nicht wohlgesonnen war.

Kurt Pfeffer hatte schon viele Schandtaten auf dem Kerbholz und wurde sogar verdächtigt, ein Mörder zu sein.

Er hatte oft um die Hand der schönen Pfarrerstochter angehalten. Auch heute abend brachte er seine Werbung vor, doch Pfarrer Moringk und Gertrud wiesen ihn mit Bestimmtheit ab.

Da schwor der Förster Rache. Im Schutze der dunklen Nacht, während die Bechstedter ihre Glocken versenkten, eilte der Förster Pfeffer nach Mühlhausen. Er wandte sich an den Hauptmann, der dem Bechstedter Pfarrer Tod und Verderben zugedacht hatte.

Nur wenige Stunden später war Bechstedts Untergang besiegelt. Lichtscheues Gesindel und Marodeure hatte der Hauptmann um sich geschart. Fast alle Bewohner wurden umgebracht, der Ort war völlig ausgeplündert und niedergebrannt. Um sein Verbrechen zu begründen, befahl der Hauptmann, die versenkten Glocken aus dem Brunnen emporzuholen. Eine mächtige Brunnenwinde wurde auf starken Säulen über der Tiefe befestigt, und Pfeffer selbst band das starke Tau an die Winde. Schnell rollte das Seil von der Winde in den tiefen Brunnen hinab. Bald hatte der Anker in der Krone der größten Glocke eingehakt. Eine teuflische Lust leuchtete in Pfeffers Augen.



Mit gewaltiger Kraft faßte er nun, von vielen Händen unterstützt, die Winde, langsam hob sich die Glocke aus der Tiefe empor.
Ein lauter Freudenruf der Mordbrenner über das glückliche Gelingen ihres Unternehmens hallte weit über die brennenden Trümmerhaufen des Ortes. Da vernahmen sie plötzlich fernen Hufschlag und Waffengeklirr. Gertrud hatte aus Pappenheims Lager Hilfe geholt.
Erschrocken befahl der Hauptmann: „Zu Pferde!" Alle machten sich eilig davon. Nur Pfeffer hielt noch die Winde krampfhaft umklammert. Da wurde ihm die Last zu schwer, er konnte sie nicht mehr halten. Unwillkürlich ließen seine Hände die Winde los. Das Seil schwirrte. Mit einem gellenden Klang stürzte die Glocke wieder in die Tiefe hinab. Im selben Augenblick traf die zurückschnellende Winde das Haupt des Verräters, so daß er zu Boden stürzte. Die toten Augen starrten zum Himmel. Verdiente Strafe hatte Pfeffer ereilt. Auch die übrigen Mordbrenner erreichte die gerechte Strafe, da sie das Kriegsrecht gebrochen hatten.
Die wenigen überlebenden Einwohner Bechstedts siedelten sich in Kammerforst an. Die Kirchenglocken ruhen aber weiterhin in der Tiefe. Noch heute lebt die Erinnerung an den „Glockenbrunnen" im Gedächtnis. Der Wanderer, der sich für einige Minuten in der Bechstedter Flur eine Rast gönnt, hört noch heute den harmonischen Glockenklang.

Spuk beim wüsten Dorf Bechstedt

Zu Lichtmeß (2. Februar) ging einst Nickel Mey aus Kammerforst nach Mülverstedt. Es war um die Mittagszeit. Die Sonne schickte ihre warmen Strahlen zur Erde, die noch das Winterkleid anhatte. Am Weg über den Bechstedter Berg sah er zu seiner großen Verwunderung, daß hier zu dieser ganz außergewöhnlichen Zeit „Knotten" (Flachsknoten) auf einer großen Plane „geklängt" wurden. Er steckte eine Handvoll Flachsknoten ein.
Nach einiger Zeit erzählte er den Nachbarn in der Spinnstube von seinem Erlebnis. Ungläubig schüttelten sie die Köpfe und hielten es für einen Scherz. Zum Beweis forderte Nickel seine Frau auf, die Flachsknoten herbei zu holen. Wer beschreibt das Staunen und die Freude, als sich in den Taschen der Winterjoppe statt der Flachsknoten lauter Goldstücke fanden!

Besonders aber spukte es am „Heckenbusch" in der Bechstedter Flur. Einst ging Friedrich Fröbe aus Kammerfort „über Feld". Als er zum Heckenbusch gelangte, sah er einen fremden Mann vor sich hergehen. Fröbe rief diesen an, um mit ihm den Weg gemeinsam fortzusetzen. Doch der Fremde hörte nicht.

Nun ging Fröbe schneller, um den Mann einzuholen. Je schneller Fröbe ausschritt, desto mehr beschleunigte der Fremde seine Schritte. Plötzlich war der vor ihm her Eilende wie vom Erdboden verschluckt. Fröbe entsetzte sich darüber so sehr, daß er acht Tage später starb.

Schäfer Voß aus Kammerforst kam einst abends mit seinem Hund aus Gottern und sah vom Heckenbusch an einen Mann vor sich hergehen. Vergeblich rief er diesen an, auf ihn zu warten. Der Hund hatte sich ängstlich hinter seinen Herrn geflüchtet. Auf der Höhe des Berges verschwand der Mann plötzlich. Ein Faß rollte unter furchtbarem Getöse auf den Schäfer zu. Im letzten Moment konnte er noch zur Seite springen. Das Faß donnerte weiter den Berg hinab und verschwand kurz vor der Bechstedter Brücke im Graben. Hoch spritzte das Wasser auf und schlug über dem Faß zusammen. Schäfer Voß ging weiter, doch fand er jetzt den Weg nicht mehr. Stundenlang irrte er umher. Endlich um drei Uhr morgens kam er in ein Dorf. Es war jedoch nicht Kammerforst, sondern das benachbarte Oppershausen.

Die unsinnigen Wetten zu Niederdorla

An einem hellen Winterabend waren Mädchen und Jungen aus Niederdorla in der Spinnstube beisammen. Da sprach einer der übermütigen Burschen: „Wer wagt es, jetzt auf den Kirchhof zu gehen?" Sein Mädchen erklärte sich sofort dazu bereit. Sie schlug ihr Tuch um und ging dorthin. Vorsichtshalber hatte sie aber ein langes Eisenstück mitgenommen. Plötzlich erblickte sie eine Gestalt, die immer näher kam. Beschwörend sprach sie: „Entferne dich!" Die Gestalt wich aber nicht. Das Mädchen schlug mit dem Eisen nach ihr und lief voller Angst zu den anderen in die Spinnstube. Die Mädchen und Jungen erzählten ihr, daß der Bursche gleich nach ihr die Stube verlassen hatte. Da wußte sie, daß sie ihren Schatz erschlagen hatte.
Eines Tages wetteten einige Jungen aus Niederdorla: Derjenige, der sich um Mitternacht traue, an den Altar der Kirche zu treten, sollte im Gasthaus den ganzen Abend freigehalten werden. Zum Beweis sollte er einen Nagel in den Altar schlagen.
Einen mutigen Burschen reizten Wagnis und Preis. Ruhig schritt er um Mitternacht durch den Kirchenraum, trat an den Altar und schlug gelassen den Nagel ein, dabei heftete er den Zipfel seine Kittels mit an. Er wollte nun weggehen, blieb aber an dem Nagel hängen. Der Gedanke, ein Gespenst hielte ihn fest, jagte ihm einen solchen Schrecken ein, daß er tot zu Boden fiel.

In dem Raum am Fickentor, in dem später die Feuerspritze stand, wurden früher die auf dem Kirchhof ausgegrabenen menschlichen Gebeine aufbewahrt. Burschen aus Niederdorla wetteten einst, wer wohl um Mitternacht von dort einen Schädel holen würde. Einer erklärte sich bereit und machte sich auf den Weg. Ein anderer aber lief schnell voraus, zog sich ein weißes Hemd über und setzte sich in eine Ecke des Beinhauses. Der Bursche kam, griff nach einem Totenschädel und wollte gehen. Da rief es aus der Ecke: „Der Kopf gehört mir!" Der Bursche warf ihn schnell hin und nahm einen anderen. Und wieder ertönten aus dem Dunkel des Raumes die geheimnisvollen Worte: „Der Kopf gehört mir!" Das geschah dreimal. Da griff der Bursche nach einem länglichen Knochen. Wieder rief jemand: „Das Bein gehört mir!" Wütend schlug der Bursche jetzt mit dem Beinknochen das vermeintliche Gespenst zu Boden. Eilig nahm er einem Totenschädel und lief zu seinen Freunden.
Diese erzählten ihm, daß sein Freund ihm nachgelaufen sei. Da erst erkannte der Bursche, wen er erschlagen hatte.

Der Feuerreiter

I.

Im Jahre 1811 standen in Niederdorla die mit Stroh gedeckten Häuser von der Herrengasse bis zur Riedbrücke in hellen Flammen. Da kam auf dem Gotterschen Fahrweg ein Schimmelreiter herangaloppiert. Der besprach das Feuer und ritt dann dreimal um das Haus Nr. 9. Die Flammen erfaßten seine Kleider, schnell sprang er in das Wasser der Schille (Stelle am Bach zum Wäschespülen). Dann schwang er sich auf sein Pferd und ritt davon. Die Flammen schlugen hinter ihm her, und sofort hörte es auf zu brennen.

II.

Im Jahre 1854 brannte Nippolds Haus. Zwei Schulkinder hatten, im Bett liegend, mit Zündhölzern gespielt und wären beinahe selbst verbrannt. Bald stand das Haus in Flammen.
Ein fremder Reiter erbot sich, das Feuer zu besprechen. Die beiden Kinder müßten aber die Brandstätte verlassen. Das geschah, und das Feuer verlöschte. Als die Kinder jedoch zurückkamen, begann es erneut zu brennen. Erst nachdem sich die Kinder entfernt hatten, verlosch das Feuer endgültig. Seit dieser Zeit blieb das Haus vom Feuer verschont.

Vom Kainsprung bei Oberdorla

Zu den zahlreichen Erdfallquellen am Osthang des Hainichs gehören der Kainsprung sowie der Melchior- und Dittelhainbrunnen westlich des Dorfes Oberdorla. Die bemerkenswerteste der drei Quellen, die alle kreisrund und trichterförmig sind, ist der Kainsprung. Von Bäumen dicht umgeben, liegt der blaugrün gefärbte Wasserspiegel vor uns, unheimlich und düster!
Einst lag ganz in der Nähe der Quelle ein kleines Dorf, Kogen genannt, das zur ehemaligen Flur Dorla gehörte. Das Dörfchen verschwand schon früh wieder, der Ortsname aber blieb der Quelle. 1367 nennt eine Urkunde die Quelle „Kaginspring" – das heißt nichts anderes als Quelle oder Brunnen Kogen. Der Name des Dörfchens schwand bald aus dem Gedächtnis der Menschen, und aus dem „Kogenspring" wurde nach vielen Jahren der „Kainsprung". Die Sage versucht, die Herkunft des Wortes zu erklären:
Einst spielten zwei Knaben westlich des Dorfes Oberdorla Schößchen (Märbel, Mermel). Einer von ihnen hieß Kain, der andere Adam. In Vogteier Mundart werden die Namen zusammengezogen zu „Kanuad'n". Im Spiel warf Kain sein Schößchen zu weit, und es fiel in die Ritzen zwischen einige große Steine, die in einer kleinen Mulde lagen. Adam gelang es nicht, einen der Steine wegzuheben. Da versuchte der stärkere Kain seine Kräfte, um den Schoß hervorzuholen. Endlich wankte und wich einer der Steine. Sofort, bevor noch Kain nach dem Schößchen greifen konnte, schoß ihm ein starker Wasserstrahl entgegen, der bald die ganze Mulde füllte. Adam rief erschrokken seinem Spielgefährten zu.: „Spring, Kain, du wirst ganz naß!" Der Vorfall erregte viel Aufsehen und gab der Quelle den Namen „Kainsprung".

Von der schwarzen Grete im Rondel bei Langula

Im Dreißigjährigen Krieg zog ein Weib durch die Gegend, die „Schwarze Grete" genannt. Sie ließ viele Dörfer niederbrennen.
Von der Herkunft des Namens „Schwarze Grete" erzählt die Sage:
Ungefähr eine Viertelstunde südlich von Langula beginnt an der Kammerforster Landstraße ein breiter Rasenweg, der sich nach Westen bis an den Hainich hinzieht. Er ist der Rest eines einstigen Grenzraines, der „Landwehr". An der Landwehr liegt direkt am Waldrand das Rondel. Es ist ein kleiner, von Menschenhand aufgeworfener Hügel, der mit Fichten bestanden ist.

Ein steinerner Tisch und eine Bank mitten in diesem Fichtenhain laden den Wanderer zur Rast ein. Kein Sonnenstrahl vermag die dichten Fichten zu durchdringen. Es herrscht eine unheimliche Stille. Wenn aber der Herbststurm die Fichten peitscht und zerrissene Nebelschwaden vorüberhuschen, geht ein Rauschen durch das dichte Gezweig. Es verkündet feinen Ohren von den Rachezügen der „Schwarzen Grete", die sich hier bittere Vergeltung ausdachte.
Die Ritter von Treffurt waren der Schrecken der Gegend. Als Raubritter führten sie ein so wüstes Leben, daß man ihre Untaten nicht zu zählen vermag. Kein Kaufmann, sei es zu Lande oder auf der Werra, konnte die Gegend bereisen, ohne ausgeraubt zu werden. Weder Kloster noch Dorf blieben verschont.
Das konnten die benachbarten Fürsten von Mainz, Sachsen und Hessen nicht länger dulden, denn auch ihre Untertanen wurden schwer geschädigt. Mit einem starken Heer erschienen sie vor der Raubritterburg und eroberten diese.
Nach dem Waffengang saßen die verbündeten Fürsten zusammen auf der Burg. Beim Becherklang gelobten sie, in Zukunft das Bündnis, das sie jetzt gegen die Raubritter vereint hatte, aufrechtzuerhalten. Der Fürst von Sachsen dachte gar an eine Heirat seine Sohnes Heinrich mit einer hessischen Prinzessin. Familienbande sollten das Bündnis noch fester fügen. Mit solchen Hoffnungen und Wünschen schieden die Väter voneinander.
Jahre waren ins Land gegangen. Prinz Heinrich hatte nach Rittersitte die Welt gesehen, Abenteuer bestanden und an fremden Höfen und Burgen höfisches Leben kennengelernt. Vor der Heimkehr ins Vaterhaus sollte er auf Wunsch des Vaters Prinzessin Grete einen Besuch abstatten. Wie enttäuscht aber war Prinz Heinrich. Ganz anders hatte er sich seine künftige Frau vorgestellt! So dunkel wie ihre Gesichtsfarbe, so rabenschwarz wie ihr Haar, so düster war auch ihr Wesen! Der Ritter erkannte sofort, daß er dieses Mädchen nie lieben könnte. Enttäuscht sagte zu seinen Rittern: „Sie ist ja schwarz wie die Nacht!"
Nach Heinrichs Abreise hörte die Prinzessin von diesen Worten. Ihr Stolz wurde so beleidigt, daß sie grausame Rache schwor: „Wenn ich schwarz wie die Nacht bin, so will ich es doch in seinem Lande hell werden lassen! Er soll die schwarze Grete kennenlernen!"
Sie gewann eine Anzahl ihr treu ergebener Ritter für ihre bösen Pläne. Mit ihnen bezog sie einen kleinen Wartturm am Waldesrand. Vom Turm aus sah sie zu ihren Füßen das Land, über das einst Heinrich Herr sein würde und dem sie, die „Schwarze Grete", keine Herrin sein durfte. In dieses Land wollte sie die Brandfackel tragen.
In dunklen Nächten färbte sich der Himmel bald hell und blutigrot von dem Feuerschein der in Flammen aufgehenden Dörfer. Hornbach, Lingula und Sebeda, die nächsten sächsischen Dörfer, wurden

niedergebrannt. Schrecken erfaßte die armen Bauern, wenn sie immer wieder an einer anderen Stelle die Flammen emporlodern sahen. Auch Niederdorla sollte dieses Schicksal ereilen, doch als die „Schwarze Grete" sah, daß ihr Wappen die Schenkfahne zierte, verschonte sie das Dorf und zog weiter. Im Schutz der dunklen Nächte entkam die „Schwarze Grete" stets, erreichte das Rondel und gelangte auf dem einsamen Grenzweg, der an der Haineck vorbeiführte, zur Werra. Noch heute heißt deshalb dieser Weg, der hinter dem Rondel in den Wald führt, der „Schwarze Gretenweg".
So übte die „Schwarze Grete" grausame Rache und machte die Nächte im sächsischen Lande hell.

Der Page Heinrich von der Hainecksburg

Froher Festjubel erklang in den Räumen der Hainecksburg. Hugo, der mächtige Burgherr, feierte mit den Ritterfamilien der Umgebung seine Vermählung mit der holden Wallhaide. Becherklang ertönte im Festsaal, in dem das reiche Hochzeitsmahl auf prächtig geschmückten Tafeln aufgetragen war. Zahlreiche Diener und Pagen, in die Farben ihrer Herren gekleidet, bedienten die Gäste. Sänger und Harfenspieler sorgten für Unterhaltung. Überall sah man fröhliche Gesichter.
Nur einer stand abseits, düster dreinschauend und todestraurig, der Page Heinrich, der seine Herrin Wallhaide begleitet hatte. Kein Wunder, daß der helle Jubel in seiner Brust keinen Widerhall fand, trug er doch heute eine stille Hoffnung zu Grabe. Schon lange war sein Herz in Liebe zu seiner Gebieterin entbrannt. Gegen jedermann hatte er es verstanden, seine Gefühle zu verbergen. Wallhaide aber hatte mit dem Scharfblick der Frau bemerkt, wie es um den Pagen stand. Da weckte lauter Trompetenschall den Jüngling aus seinen Träumen. Graf Hugo hatte die Tafel aufgehoben, und in bunter Pracht strömten die Paare dem Ausgang zu. Auch Heinrich schloß sich den Festgästen an.
Nach einem zweiten Trompetenstoß trat lautlose Stille ein. Der Graf wollte den Mut seiner Vasallen auf die Probe stellen. Nichts Geringeres verlangte er von ihnen, als die Mauer der steilen Burg zu erklimmen. Dem Sieger wurde ein hoher Preis versprochen.
Keiner der Ritter wollte den gefährlichen Aufstieg wagen. Allen waren die gesunden Glieder lieber als der Preis. Der Graf, dem es anfangs mit seiner Aufforderung gar nicht ernst gewesen sein mochte, forderte erneut mit finsteren Blicken zur kühnen Tat auf. Nun erwachte der Ehrgeiz bei den Rittern. Wetteifernd begannen viele, die steile Mauer zu erklimmen. Mancher glaubte, schon am Ziel ange-

langt zu sein, aber einer nach dem anderen ermüdete, verlor den Halt und stürzte in die grausige Tiefe. Glücklicher waren jene, die schon aus geringerer Höhe herabgestürzt und mit einigen Beulen oder Verstauchungen davongekommen waren. Bald wagte es keiner mehr, den Preis zu erringen. Um so eigensinniger bestand der Schloßherr, bei dem sich der zu reichlich genossene Wein bemerkbar machte, auf seiner Forderung.

„Hinauf, hinauf!" rief er, „zum rühmlichen Preis!
Weiht euch mein Bräutelein das Lorbeerreis!
Will euch dieser Lohn nicht gefallen?"

Da trat Heinrich vor den Grafen und bat um Erlaubnis, das Wagnis versuchen zu dürfen und den Preis zu gewinnen. „Wohlan, versuche dein Glück und beschäme die mutlosen Ritter! Vollbringst du, was bisher keinem gelang, sei dein der Preis! Wallhaide selbst soll ihn dir reichen!"

Einen letzten Blick warf der Page seiner Herrin zu, die in ihrem Herzen um den Mutigen bangte. Unerschrocken trat er den gefährlichen Weg an. Mit großem Geschick wußte er alle Unebenheiten der Mauer zu nutzen. Und was vorher keinem gelungen war, der mutige Page erreichte die Zinne des Mauergürtels. Erleichtert atmeten alle auf, die um das Leben des Waghalsigen gebangt hatten. Sehnsüchtig schaute Heinrich nach Wallhaide aus. Öde schien die Welt und sinnlos sein Leben. Er ergriff den Becher, der ihm vom Turmwächter gereicht wurde, um auf das Wohl der Anwesenden zu trinken. Er rief: „Es lebe Graf Hugo! Ihm blühe der Liebe Glück, es strahle ihm noch lange Wallhaidens Blick! Ich liebte Wallhaide! Des Herzens Strom kann man nicht hemmen im Leben. Ich liebe sie bis in den Tod, doch kann mich der Liebe Morgenrot auf Erden nimmer umschweben!"

Erschrocken senkte Wallhaide den Blick, während der Graf mit finsterer Miene das Geständnis vernahm. Der Page fuhr fort: „Ich liebe Wallhaide, zum Tode treu, doch kann ich sie nimmer erwerben. Drum weihe ich, zur Ruhe des edelsten Herrn, dem süßen Tode mich."

Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, stürzte sich der Unglückliche hinab in die Tiefe. Ehe noch alle den Sinn seiner Worte erfaßt hatten, lag der Jüngling zerschmettert zu ihren Füßen. Manches Auge füllte sich mit Tränen, verstummt war aller Festtrubel.

Von Stund an siechte Wallhaide dahin. Stets hatte sie die blutige Leiche des unglücklichen Pagen vor Augen. Obwohl sich ihr Gemahl alle Mühe gab, den Bann von ihr zu nehmen, erbleichten die blühenden Wangen. Schon nach wenigen Monaten bettete man sie zur letzten Ruhe.

Die weiße Frau auf Haineck

Vor langer Zeit lebte auf der Burg Haineck ein wilder Raubritter. Auf dem Turm stand Tag und Nacht ein Wächter. Er stieß in sein Horn, sah er beladene Wagen ins Tal fahren. Sobald das Signal ertönte, brauste der Ritter mit seinen Knechten wie ein Hagelsturm zu Tale. Wieder einmal kostete es den Kaufleuten Geld und Gut, Leib und Blut.

Von dem Raub lebte das wilde Volk herrlich und in Freuden, Gewissensbisse wurden im geraubten Wein ertränkt.

Eines Tages brachte der Ritter ein wunderschönes Mädchen auf die Burg. Viele Tage hielt er es gefangen und quälte es mit guten und bösen Worten. Matt und trostlos willigte es ein, sein Weib zu werden.

Niemals durfte sein Weib die Burgmauern verlassen, wie ein Vogel im Käfig lebte es. Ging der Gemahl auf Raub aus, stand sie auf dem Turm, schaute ins Tal, weinte und betete zugleich.

Nach Jahr und Tag wurde ihnen ein Mädchen geboren, das sie Hulda nannten. Es wuchs heran wie eine liebliche Waldblume. Als es acht Jahre alt war, starb die Mutter. „Liebe deinen Vater und bete für ihn!" waren ihre letzten Worte.

Der Ritter wurde aber von nun an immer wilder und gottloser. So kam die Weihnachtszeit heran. Am Heiligen Abend näherte sich ein reicher Warenzug dem Tal. Der Ritter legte sich mit seinen Knechten in einen Hinterhalt. Gnadenlos wurden die Kaufleute erschlagen. Der Raub wurde unter dem Jubel der Räuber auf die Burg gebracht. Am meisten freuten sie sich über sechs Fässer besten Weines. Am Abend saßen sie auf der Plattform des Turmes, tranken und sangen Lieder. Ein hohes Feuer loderte in die stille Nacht. Die Lieder wurden immer schamloser, es wurde geflucht und Gott gelästert.

Horch, war da nicht eine Stimme? Alle Augen richteten sich auf die gewaltige, den Turm überragende Tanne. Auf dem Wipfel des Baumes saß ein großer Vogel. Sein Gefieder leuchtete wie Sternenglanz, seine Augen glühten wie Feuerkugeln durch die grünen Nadeln. Schaurig klang des Vogels Ruf durch den Wald: „Laß ab, o laß – Glück bricht wie Glas! Bet, bet, ehe es zu spät!"

Erschreckt saßen die wilden Knechte still. Der Ritter schrie wutentbrannt: „Verdammter Vogel, willst du uns predigen? Ich will dir den Schnabel stopfen!" Er griff zur Armbrust, legte einen Bolzen ein, die Sehne schwirrte, der Bolzen flog durch das Geäst und traf den Vogel am Kopf. Augenblicklich nahm der Vogel die Größe eines Schwanes an, krächzend flog er davon: „Hinab, hinab ins steinerne Grab! Aus, aus, aus! Qual folgt und Graus! Herauf, herauf, wenn Liebe einst schließt den Kerker auf!" Donner rollte durch das Tal, Flammen züngelten aus den Steinen, und die Krone des Turmes stürzte ein.

Alle hatte der hohe Schuttberg begraben.
Das Mädchen wurde vom Bersten des Turmes geweckt und wie von einer starken Hand emporgehoben. Sie sah den Turm zerborsten und im Feuer lodern. Ihr aber geschah kein Leid. „Was wird aus meinem Vater?" jammerte sie. „Er wird Pein leiden, bis eine Liebe, größer als seine Bosheit, ihn aus der verschütteten Burg erlöst! Du schaffst es nicht allein, wenn nicht eine Liebe, gleich der deinen dazukommt! Aber lindern kannst du seine Qual durch deine Tränen." „So laß mich bei ihm bleiben. Ich kann und darf ihn nicht verlassen. Und kann ich sein Felsengrab nicht aufschließen, so mögen meine Tränen es begießen." Jetzt verzog sich der Rauch, und hoch oben auf der Ruine des Turmes stand das Mädchen und schaute in die Tiefe. Seine Füße wurzelten plötzlich in dem Stein, und das Kind verwandelte sich in ein liebliches Tannenbäumchen. Da stand es nun auf der Höhe und weinte auf das Felsengrab.
Viele Jahre vergingen. Im Tal, unterhalb der Burgruine wohnte eine arme, kranke Witwe mit ihrem zehnjährigen Töchterchen. Ihr Mann war Holzfäller gewesen. Eines Tages war er von einer fallenden Eiche erschlagen worden.
Krankheit und Not ließen jede Hoffnung für die Frau schwinden. Ratlos sagte der Arzt: „Für euch weiß ich nun kein Tränklein mehr. Geschieht kein Wunder, so hört ihr die Weihnachtsglocken das letzte Mal läuten." Als ihre Tochter das hörte, weinte sie bitterlich und betete in großer Angst. Wie das kleine Mädchen nun so dasaß und schluchzte, stand auf einmal vor ihm eine weiße Frau und fragte mit sanfter Stimme, warum sie denn weine. Als ihr die Kleine vertrauensvoll ihr tiefes Leid geklagt hatte, sprach sie: „Es gibt ein Mittel, das deiner Mutter helfen kann. Dort oben auf der Ruine des Turmes steht ein einsames Tannenbäumchen. Es weint einen Balsam, der alle Wunden und Krankheiten heilt. Aber, mein liebes Kind, schwer ist die Arznei zu erlangen, furchtbar ist der Weg dorthin zu mitternächtlicher Stunde. Versuche es, denn nicht nur deiner Mutter würde geholfen werden, du könntest auch den Zauber lösen, der über der Ruine liegt!" Als es elf schlug, verließ Hanna das Haus und stieg den Burgberg hinauf. Die Erde war mit einem weißen Kleid bedeckt. Schwarz und kahl starrten die Bäume in die Luft, der Wind jagte dunkle Wolken über den Himmel. Drohend und stumm stand die Ruine vor ihr. Nur die Nadeln des Bäumchens flimmerten durch die Nacht. In dem alten Gemäuer regten sich die Eulen und begannen ihr Klagelied. Im Dorfe schlug die Uhr des Kirchturms die zwölfte Stunde. Ein jämmerliches Stöhnen drang aus dem Inneren der Ruine und nahm von Minute zu Minute zu. Aus den Fugen der Steine züngelten jetzt blaue Flammen.
Mutig suchte das Mädchen nach einem Weg zum Bäumchen. Da schob sich plötzlich dicht vor Hanna aus einer Mauerlücke ein knöcherner

Menschenarm hervor, darüber noch einer und immer weitere. Dem Mädchen sträubten sich die Haare vor Entsetzen. Das war also der furchtbare Weg, den die weiße Frau gemeint hatte! Es wollte fliehen, doch dann dachte es an die kranke Mutter, die sonst sterben mußte. Dieser Gedanke gab Hanna neuen Mut. Fest biß sie die Zähne zusammen, ergriff schaudernd den untersten Arm, dann den zweiten, den dritten. Die Schreckensleiter trug Hanna schnell nach oben. Halb ohnmächtig stand die Kleine unter der grünen Tanne, deren lichthelles Harz durch die Zweige tröpfelte. Hanna kniete nieder und fing mit einer Schale das kostbare Gut auf. Da verwandelte sich das Bäumchen für einen Moment in ein holdseliges Mädchen, aus dessen Auge Friede und Freude strahlten.
Hanna hörte aus dem Turm lauten Lobgesang. Dann wurde es wieder totenstill. Da gewahrte das Mädchen neben sich eine Wendeltreppe. Erleichtert stieg Hanna die Treppe hinab. Noch einmal schaute sie zurück und erblickte auf dem Turm die weiße Frau, die grüßend mit dem Schleier winkte. Eilig rannte das Mädchen heim. Der Mutter ging es noch schlechter. Nun bestrich ihr Hanna mit ein wenig Balsam die Stirn. Augenblicklich schlug die Mutter die Augen auf und konnte sofort aufstehen.
Als das Morgenrot über dem Wald leuchtete, fiel ein Licht auch auf die Schale, aus der lauteres Gold herausglänzte. Nun hatte alle Not ein Ende.
So oft Hanna später zur Haineck hinaufblickte, nie vergaß sie den schauerlichen Aufstieg. Die weiße Frau hat niemand mehr gesehen. Das Bäumchen steht heute noch auf dem Turm der Ruine Haineck.

Die Wichtel auf der Haineck

Auf der Haineck soll vor vielen Jahren, als die Menschen von schadenfrohen Erd- und Wassergeistern geneckt und von Zauberern und Hexen arg geplagt wurden, ein stattlicher Ritter mit Namen Heinrich gelebt haben. Er besaß ansehnliche Wälder, Ländereien und Wiesen, und zahlreiche Knechte dienten ihm. In einer stets verschlossenen Kammer bewahrte er eine eiserne Truhe mit funkelnden Goldstücken und glitzernden Edelsteinen auf.
Unerwartet aber ereigneten sich auf der Burg sonderbare Dinge. Die Schätze des Burgherrn verschwanden auf rätselhafte Art und Weise aus der verschlossenen Truhe. Die Weinfässer im Keller waren einige Tage nach ihrer Füllung schon wieder geleert. Tagtäglich wurden Fleisch, Brot und Gemüse in großen Mengen in die Vorratskammer geschafft. Doch alles verschwand spurlos.

Anfangs hegte Ritter Heinrich Verdacht gegen seine Dienstleute. So sorgfältig er diese auch kontrollierte, sah er niemals seinen Verdacht bestätigt.
Doch es kam noch schlimmer! Saß der Ritter mit seiner Familie am gedeckten Tisch, verschwanden Gerichte und Getränke, von unsichtbarer Hand entführt. Der Ritter geriet darüber nicht selten in fürchterliche Wut und wurde fast wahnsinnig. Weder sein Toben noch die Segensformel eines frommen Mönches aus dem Kloster Reinhardtsbrunn halfen.
Unter diesen Umständen sah sich Heinrich gezwungen, ein Stück Land nach dem anderen zu verkaufen oder zu verpfänden. Seine Knappen und die Knechte verließen ihn, da er weder Kleidung anschaffen noch Lohn zahlen konnte. Bald war es deshalb auf der Burg einsam und leer.
Nur der Zwerg Puru, den Heinrich von einer seiner Reisen mitgebracht hatte, blieb seinem Herrn treu. Mit seinem scharfen Verstand versuchte der Kleine, den scheinbar unerklärlichen Dingen auf den Grund zu kommen. Vorsichtig schlich Puru durch Keller und Kammern. Endlich konnte er vor seinen Herrn treten und sprach: „Euer Ungemach rührt von den Wichteln her, die seit zwei Jahren in der Burg hausen. Sie stehlen Gold und Edelsteine, leeren die Weinfässer und plündern die Vorratskammer. Unsichtbar sitzen sie mit euch am Tisch. Ich schaffe euch die lästigen Gäste vom Halse, geduldet euch nur einige Tage."
Der Ritter zweifelte an den Worten des Zwerges, doch Purus Treue gefiel ihm. In kurzer Zeit gelang es Puru, Beziehungen zu den Wichteln anzuknüpfen. Er gewann das Vertrauen des Wichtelkönigs und wurde sogar in die Gemeinschaft der Wichtel aufgenommen. Eine Versammlung wurde einberufen. Vom Hofmeister des Königs erhielt Puru eine hellgelbe Schnur. Als er diese um den Hals band, übertrugen sich auf ihn alle geheimen Eigenschaften der Wichtel. So konnte er sich unsichtbar machen, mit Hilfe einer Springwurzel feste Schlösser öffnen und sich selbst mehrere Kilometer weit versetzen. Nachdem er ein feierliches Gelöbnis abgelegt hatte, wurden ihm noch andere Geheimnisse anvertraut. Auch jenes, sich vor jeder Kümmelspeise zu hüten, da Kümmel die geheimen Kräfte der Wichtel zerstöre.
Puru jubelte, denn endlich konnte er seinem Herrn nützen. Er trat vor seinen Herrn und teilte ihm das Geheimnis mit. Beide machten sich sofort auf den Weg, um eine große Menge Kümmel auf die Burg zu schaffen. Auf der Haineck angelangt, streuten sie diesen in alle Gemächer, in den Keller und die Vorratskammer. Kein Winkel blieb verschont. Schon nach wenigen Minuten verkündete lautes, schnelles Getrappel, daß die Wichtel die Burg verließen.

Ritter Heinrich lebte von nun an sehr zurückgezogen und einfach. Er besuchte weder Turniere noch Zechgelage. Nach und nach gelangte er wieder zu Wohlstand, konnte die verpfändeten Grundstücke zurückkaufen und nach Jahresfrist wieder Knechte in seine Dienste nehmen. Nach längerer Zeit war er reicher als zuvor. Nie vergaß der Ritter die Dienste seines treuen Zwerges. Er betrachtete Puru als Freund und ließ ihn sogar zum Ritter schlagen. Auf dem Wappenschild des Ritters von Zwergis war zu lesen: „Die Treue bleibt nicht ohne Lohn."
Die Wichtel aber haben die Burg Haineck nie wieder heimgesucht.

Die weiße Dame zu Mihla

Jenseits des Hainichs liegt an der Straße von Mühlhausen nach Eisenach, im reizenden Werratale, das Dorf Mihla.
Gegen Anfang des 16. Jahrhunderts lebten zu Mihla auf ihren ansehnlichen Burghöfen die beiden Herren von Harstall in der innigsten Eintracht miteinander. Kein Zank, kein Hader trübte den stillen Frieden ihres Lebens.
Der ältere Bruder bewohnte das „Blaue Schloß". Zwei Gattinnen hatte er bereits durch den Tod verloren. Obwohl er sich schon mit Riesenschritten den Herbsttagen seines Lebens näherte, entschloß er sich zu einer dritten ehelichen Verbindung. Ein Fräulein von Mingerode war die Auserkorene, die dem Ritter am Altar die Hand reichte.
Mit der jungen und schönen Burgfrau erwachte neues Leben in den verödeten Hallen des Schlosses, aber auch Eitelkeit und Hochmut breiteten sich aus.
Als die junge Dame am nächsten Sonntag die Kirche besuchte und den herrschaftlichen Stand betrat, fand sie ihre Schwägerin bereits auf dem Ehrenplatz vor. Die stolze Frau erglühte; sie glaubte als Gattin des älteren Herrn von Harstall diesen Platz beanspruchen zu müssen. Sie verlangte ungestüm, daß er ihr sofort überlassen werde. Dazu war die Schwägerin durchaus nicht geneigt. Sie behauptete vielmehr, daß sie dieses Ehrenrecht seit langem innehabe.
Beide Frauen gerieten darüber in einen heftigen Wortwechsel. Lauter und lauter geführt, artete er zuletzt in einen fürchterlichen Zank aus, der die Aufmerksamkeit der Gemeinde auf sich lenkte. Kaum gelang es den ernstlichen Vorstellungen des Predigers, den Frieden zwischen den stolzen Ritterfrauen herzustellen. Diese Auftritte in der Kirche wiederholten sich an jedem Sonntag. Beide adlige Damen begaben sich schon lange vor dem Läuten in das Gotteshaus, um sich den Ehrenplatz zu sichern. Die Siegerin wich dann nicht von der Stelle, so sehr die andere schelten mochte.

Unter solchen Umständen wurden die Gesinnungen der Schwägerinnen gegeneinander immer gehässiger. Gar bald war es ihnen auch gelungen, die Herzen ihrer Gatten voneinander zu trennen. Streitigkeiten häuften sich.

An einem trüben Novembertag, an dem der heranziehende Winter die ersten Flocken streute, saß der ältere Ritter von Harstall in seinem Ahnensaal. Ihn umgaben die glänzenden Siegeszeichen seiner Vorfahren, in blutiger Fehde mit tapferer Hand errungen. Er befand sich in einer höchst mürrischen Stimmung. Denn abermals hatte der Gerichtshof des Landes zugunsten seines Bruders entschieden. Durch übermäßigen Genuß von Wein versuchte er, sich abzulenken und zu betäuben. Aber das Übel gestaltete sich dadurch nur noch ärger. Vom Wein umnebelt, erging sich der Ritter in wüsten Schmähungen gegen seinen Bruder und schwor, sich bei der nächsten Gelegenheit zu rächen. Fleißig kredenzte die junge Ehefrau dem Ritter den schäumenden Pokal und schürte mit höhnischen Bemerkungen die Flamme des Hasses. Selbst der letzte Rest von brüderlicher Zuneigung verschwand.

Da scholl plötzlich Hufschlag und Hundegebell von der Straße herauf. Die Schloßherrin eilte neugierig zum Fenster und sah, wie eben der jüngere Ritter von Harstall vorüberritt. Aufblickend gewahrte er seine stolze Schwägerin am hohen Bogenfenster, und sein scharfes Auge bemerkte den bösen Blick, den sie ihm zuwarf. Aber gerade dies veranlaßte ihn, laut aufzulachen und ohne Gruß weiterzureiten. Eine solche Beleidigung vermochte die Dame nicht zu ertragen. Beleidigter Stolz und schäumende Rachgier drohten sie zu ersticken. Mit wutzitternder Stimme erzählte sie ihrem Gatten von der Beleidigung, die ihr soeben widerfahren sei. Sie beschwor ihn, den Übermut des Bruders zu brechen.

Entrüstet stürzte Herr von Harstall noch einen vollen Becher hinunter, riß dann in wilder Wut das riesige Schlachtschwert von der Wand und stürmte mit dem festen Entschluß davon, entweder seinen Bruder zu töten oder selbst unterzugehen. Bestürzt wichen ihm alle aus, denn in seinen Augen funkelte Mord.

Bald hatte er das „Rote Schloß" seines Bruders erreicht und raste mit blitzender Klinge durch die weite Vorhalle, dann die Treppe hinauf in das Zimmer des Bruders. Dieser lehnte eben im Fenster. Ein Diener trug Schwert und Rüstung gerade zur Tür hinaus. Eben wollte der Hausherr sich umwenden, da drang auch schon das Schwert seines Bruders meuchlerisch in seinen Rücken. Tödlich getroffen brach er zusammen. Ein gewaltiger Blutstrom brach aus der klaffenden Wunde hervor. „Das war meines Bruders Hand, Gott verzeihe ihm die schwere Tat. Ich vergebe dir!" seufzte er leise und schloß die Augen für immer.

Jetzt erst, nachdem die unselige Tat gesehen war, kam der Mörder wieder zur Besinnung. Tiefe Reue erfaßte ihn. Fast wahnsinnig verließ er den Ort des Geschehens.
Freudig trat ihm seine Gattin entgegen. Der Ritter schleuderte in höchster Erregung den entehrten Stahl vor ihre Füße. „Du bist blutig gerächt!" rief er aus. „Mir aber sei Gott gnädig. Die schwere Schuld kann niemals von mir genommen werden!" Einen Augenblick senkte die Dame bestürzt die Augen, doch dann jubelte die befriedigte Rachgier in ihrem Herzen. Der Gedanke an die Wehklage der Schwägerin erfüllte sie mit dämonischer Freude.
Kaum war Mitternacht vorüber, als lautes Klopfen am Schloßtor zu hören war. Ein Zug Gewappneter verlangte im Namen des Landesfürsten Einlaß. Kaum hatte man der Aufforderung Folge geleistet, als der Anführer des Zuges dem Schloßherrn seine Festnahme verkündete.
Der Ritter von Harstall hatte dieses erwartet und fügte sich ohne Murren. Man brachte ihn auf die Wartburg, wo er in ein finsteres Verließ geworfen wurde. Bald darauf trat das Blutgericht zusammen und fällte über den Brudermörder das Todesurteil. Auf Bitten der Verwandten beim Landesfürsten wurde das Bluturteil in lebenslängliche Haft umgewandelt.
Dreißig Jahre lang büßte der Ritter für seine entsetzliche Tat. Niemals erquickte fortan ein Sonnenstrahl den unglücklichen Gefangenen. Das Herannahen des Todes verspürend, bat er seinen Landesherrn, ihm nur auf eine Stunde das Licht der Sonne zu gönnen. Dem milden Herzen des Fürsten jammerte das Elend des Unglücklichen, und er schenkte ihm die Freiheit. Doch schon nach vier Wochen starb der Ritter. In seiner Todesstunde blieb die Schloßuhr stehen.
Schon lange vor ihm war seine stolze Gattin gestorben. Am Jahrestag der blutigen Tat erschien sie stets in ihr weißes Gewand gehüllt. Wehklagend durchschritt sie um Mitternacht die Hallen des Stammschlossen und begab sich von dort in die Kirche, wo sie sich seufzend auf dem Ehrenplatz niederließ. Erst nach vielen Jahren hat die Edelfrau ihre Ruhe gefunden.

Der Schampanjesmann

Der Schampanjesmann ist eine auf der eichsfeldischen Höhe allgemein bekannte Gespenstererscheinung. Über ihn weiß der Volksmund zu erzählen:

Vor vielen Jahren stand auf der Westseite des Ochsenkopfberges in der Bütttstedter Flur ein schönes Schloß. Noch heute behaupten die Leute von diesem Berge, daß sein Inneres mit großen Wassermassen angefüllt sei.

Der üppige Pflanzenwuchs der Umgebung mehrte den Reichtum des Besitzers Tag für Tag. Aber der Schloßherr war ein habsüchtiger Mann. Stets hatte er nur seinen Vorteil im Auge, gegen Arme und Hilfsbedürftige aber war er hart und grausam.

Auf der Südseite des Heiderberges, halbwegs zwischen Struth und Bickenriede lag nun zu dieser Zeit der Freihof Zoighe. Einst kehrte dort tiefe Trauer ein, denn Berchta, das einzige Töchterlein des alten Herrn Zoighe, war auf der Wolfskutte beim Kloster Anrode von einem Wolf angefallen worden. Der Förster des Klosters hatte das Tier noch zur rechten Zeit mit seinem Speer niedergestreckt und so das Schlimmste verhütet. Aber furchtbar hatte das arme Kind unter den Bißwunden der wilden Bestie zu leiden; zumal sich noch ein starkes Fieber eingestellt hatte. „Hedde", sprach deshalb der Vater des kranken Mädchen zu seinem siebzehnjährigen Sohn, „reite schnell zum Bruder Axel nach Lengenfeld, unter der Burg zum Stein. Berichte von unserem Unglück! Vielleicht vergißt er den alten Haß und kommt, dem Kinde zu helfen." Nach kaum einer Viertelstunde war Hedde reisefertig, zog den Rappen aus dem Stall, ritt hinauf nach Struth, um dann mit verhängten Zügeln nach dem Hof seines Onkels zu sprengen. Dort angelangt, schlug er dreimal mit dem Klopfer auf das Türeisen. Der Onkel öffnete und war hocherfreut, seinen Neffen vor sich zu sehen. Schnell wurde der Gast an den Herd des Hauses geführt. Brot und ein Stück Hirschbraten waren bald herbeigeholt. Hedde aber brach in Tränen aus und berichtete über das Unglück der heißgeliebten Schwester. Nur auf das eifrige Zureden der Verwandten war er zu bewegen, eine kleine Stärkung anzunehmen. Dann ritt er auf seinem Hengst schnell wieder heim.

Axel, der Kräutermann – wie er in der Umgebung nur hieß – kannte alle wunderbaren Kräuter und Tiere, die unfehlbar gegen Krankheiten aller Art halfen, selbst gegen Gift und Zauberei. „Weib", sprach er, „hole den Arzneischatz. Wir wollen die alte Feindschaft begraben. Ich gehe hinauf, um dem armen Kind zu helfen." „Das ist brav, lieber Mann", entgegnete seine Frau. Schon lange hatte sie den Tag herbeigesehnt, an dem sich die Brüder die Hand zur Versöhnung reichen würden. Während sie lief, das Gewünschte zu holen, nahm Axel aus einer Schublade fünf Kuckucksknöchelchen. Er warf sie

empor und fing sie dann geschickt mit dem Rücken der rechten Hand wieder auf. Sorgfältig betrachtete er deren Lage. Noch einmal warf er die Knöchelchen empor, um sie in derselben Weise wieder aufzufangen und ihre Lage festzustellen. Dem soeben mit dem Arzneischatz eintretenden Weibe rief er freudestrahlend entgegen: „Mistel und Krötenherz!" Der Arzneischatz wurde sorgfältig untersucht und die Mistel herausgenommen. Doch das Herz der Feuerkröte war nirgends zu finden.

Feuerkröten aber gab es nur am Stuffensberge, und zwar an der Stelle, die im Volksmund „Stuffensloch" heißt. Eiligst machte er sich auf den Weg. Am Fuße des Berges angelangt, suchte er lange vergeblich. Krötenherz mußte er doch haben, sollte das kranke Mädchen nicht sterben. Glücklicherweise entdeckte er auf der Kuppe des Berges das gesuchte Tier. Mit gewandtem Griff faßte und zerlegte er es, indem er sprach:

„Mistel grün und Kröten rot –
Bewahrt das Mägdlein vor dem Tod."

Das Herz des Tieres verbarg er sorgfältig unter seinem Wams und eilte froh heimwärts.

Mittagszeit war längst vorüber und die glutrote Oktobersonne hinter der Stuffenskuppe verschwunden, als er den heimatlichen Hof betrat. Bis zum Eintritt der Dunkelheit waren es aber noch zwei Stunden. So entschloß er sich auf Bitten seines Weibes, noch heute hinauf nach Zoighe zu gehen. In zwei Stunden hatte er schon mehr als einmal den Weg dorthin zurückgelegt.

Rüstig schritt er aus, schwang sich mit seinem langen Knotenstock über das Flüßchen Frieda, und hinauf ging es in den nördlich gelegenen Hochwald. Bis zum Uhlenstein bei Bartloff war ihm jeder Schritt und Tritt bekannt; hatte er doch hier wiederholt seine heilkräftigen Kräuter gesammelt. Heute war's ihm – zum ersten Mal in seinem Leben – unheimlich in der Gegend. Je höher er stieg, um so mehr geriet er in einen grauen Nebel, der um diese Zeit auf der eichsfeldischen Höhe nicht selten vorkommt. Nur langsam kam er voran, immer dichter und undurchdringlicher wurde der Nebel. Ab und zu gerieten die grauen Schwaden in Bewegung, schoben sich schichtweise ineinander oder ballten sich, um dann wieder auseinanderzufließen. Zwei lange und bange Stunden war der Kräutermann bereits im Walde unterwegs, und noch immer nicht zeigte sich das Ende des Weges. Jetzt war ihm klar, daß er sich verirrt hatte. Da tönte dumpf und schauerlich eines Wächters Horn herüber. Ein Zeichen, daß die Dorftore geschlossen wurden. Er ging den Tönen nach und gelangte endlich aus dem Wald. Inzwischen hatte sich die Nacht auf die Felder gesenkt und die Gegend in tiefes Dunkel gehüllt. Trotzdem hieß es für Axel: weiter und weiter. Wo war er nur? Weit und breit weder Baum noch Strauch, finster war es, und ab und zu ertönte unheimliches

Eulengeschrei. Da schimmerte aus weiter Ferne ein schwacher Lichtschein.
Dorthin – ich bin gerettet! Doch was war das? „Kuwitt! Kuwitt!" sauste es an ihm vorbei. „O Gott – der Leichenvogel!"
Er lenkte seine Schritte dem Lichtschimmer zu. Immer geringer wurde die Entfernung, immer deutlicher der Lichtschein. Jetzt stand er vor dem hellerleuchteten Schloß auf dem Ochsenkopf. Drinnen ging's lustig zu. Der Schloßherr und seine Kumpane vom Bischofstein und Gleichenstein hatten sich wieder einmal zum fröhlichen Zechgelage vereint, bei dem der Wein in Strömen floß. Der Kräutermann pochte und pochte, niemand schien ihn zu hören. Endlich erschien ein Diener, den der zu Tode Erschöpfte flehentlich um ein Stück Brot und Obdach bat. Doch kaum hatte dies der trunkene Schloßherr vernommen, als er auch schon den Ärmsten fortpeitschen und den Hofhund ihm nachhetzen ließ. Der Hund richtete den Verirrten schrecklich zu. Noch bis zur Struther Genze vermochte sich der Unglückliche zu schleppen, dort aber stürzte er tot nieder.
Der Freveltat aber folgte die Strafe auf dem Fuße. Augenblicklich brach ein fürchterliches Unwetter los. Es goß in Strömen; schwarzes Gewölk umhüllte das Schloß; fürchterlich rollte der Donner, und flammende Blitze durchzuckten die Luft. Ein entsetzlicher Sturmwind durchraste die Gegend, und im Innern des Ochsenkopfberges ließ sich ein Rauschen und Brausen vernehmen wie das Toben eines aufgewühlten Meeres. Am anderen Morgen aber war das Schloß verschwunden. An dessen Stelle breitete sich eine Wasserfläche aus. Der Himmel hatte Gericht gehalten, und das Volk nannte den See Spon- oder Spanniersee (Gerichtssee).
Seit diesem Ereignis spukt es auf dem Ochsenkopf. Jede Nacht um zwölf Uhr beginnt der Schloßherr seine Fahrt um den See in einer von vier Rappen gezogenen Kutsche, der ein großer Hund nachläuft. Er beschließt die grauenvolle Fahrt, indem er um ein Uhr im See verschwindet.
Aber auch der Ermordete scheint seine Ruhe noch nicht gefunden zu haben. Wiederholt ist er sowohl bei Nacht als auch am Tage gesehen worden, wie er von Lengenfeld kam und bei der Schampanjesbuche den Wald verließ. Von dort schlägt er die Richtung nach dem Spanniersee ein. Hier ruht er an der nördlichen Seite des Sees auf einem Grenzstein in der Ruibestede, umgeht den See auf der Ostseite und verschwindet dann an der Struther Grenze.
Beherzte Männer wollen ihn angeredet haben, aber nie war er zum Sprechen zu bringen. Allgemein ist er unter dem Namen „Schampanjesmann" bekannt. Noch vor einigen Jahrzehnten beschrieb ihn ein bejahrter Mann aus Büttstedt folgendermaßen: „Der Schampanjesmann ist ein baumlanger Kerl mit hagerem Gesicht, das ein Knebelbart ziert. Den Kopf bedeckt ein dreieckiger Hut. Bekleidet ist er mit

ledernen Kniehosen, schwarzen Strümpfen und blauem Wams; darüber befindet sich ein Beiderwandsrock mit breiten Klappen. An den Füßen trägt er Schnallenschuhe und hält in der Hand einen langen Knotenstock."

Die Schatzgräber auf dem Eisberge

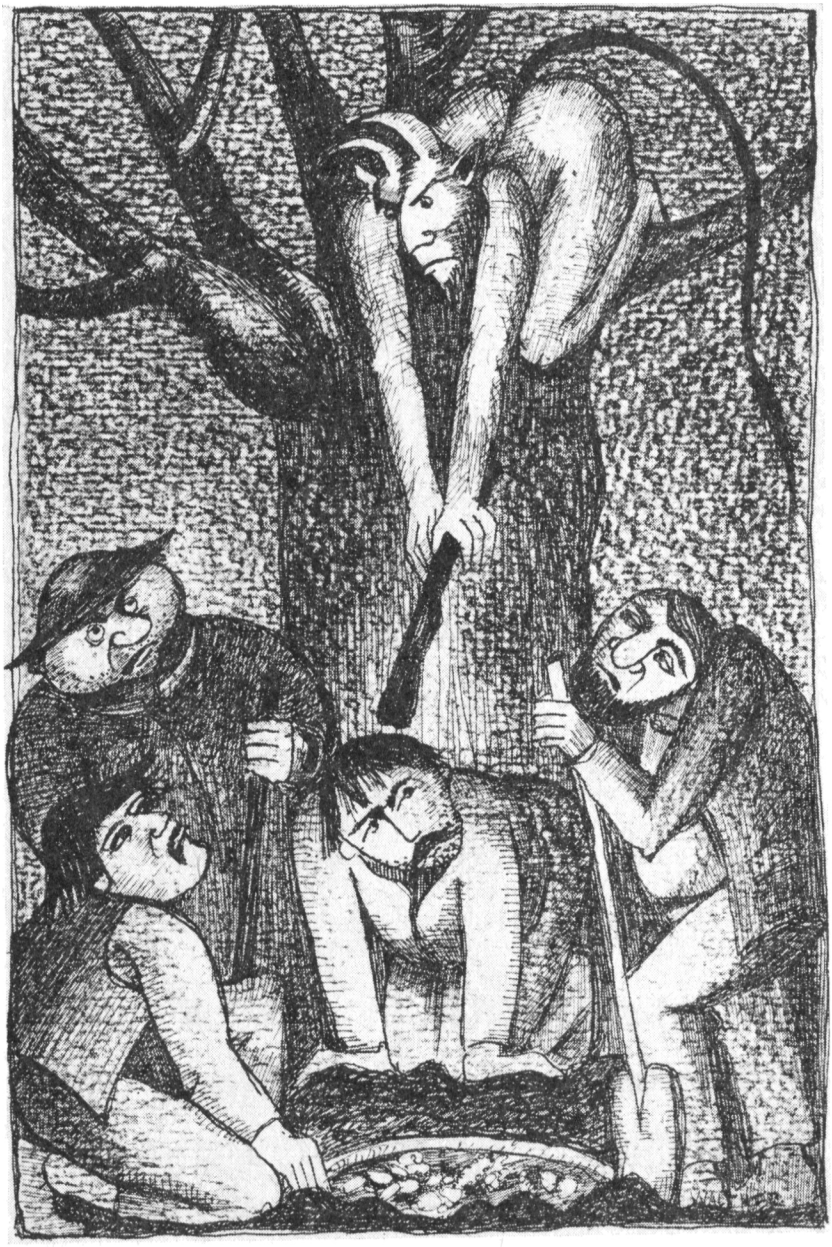
Eine halbe Stunde nördlich von Bickenriede liegt der Eisberg. Dort soll Probst Johannes von Jena den Anröder Klosterschatz vergraben haben. Seither muß er ihn zur Strafe bewachen. Von Zeit zu Zeit kann man den Propst in dunkler Nacht als Feuerball auf dem Eisberge umgehen sehen.

Niemand hat aber bisher den Mut gehabt, diesen Schatz zu heben. Zur Zeit der Bauernkriege fuhr Hans Stange aus Bickenriede mit seinem Sohn nach Dingelstädt. Sie wollten dort ein Faß Bier zum Kindtaufsschmause holen. Länger als gedacht hatten sich die beiden in Dingelstädt aufgehalten, und der Tag ging bereits zur Neige, als sie sich endlich auf den Heimweg machten. Kaum gelangten sie auf ihrem Wege ins Appental, kroch schon die Nacht aus dem hohen Buchenwalde und senkte ihre schwarzen Fittiche über das Feld.

Sie bogen gerade in den Bierweg ein, als plötzlich der Junge den Vater am Arm zupfte, nach dem vor ihnen liegenden Eisberge wies und ausrief: „Sieh Vater, dort den Feuerball!" Der Vater schaute in die gewiesene Richtung, erschrak und bat: „Junge, schaue nicht dorthin. Das ist Propst Johannes, der Hüter des Klosterschatzes. Schon manchen hat er in die Irre geführt." Auf die Frage des Sohnes, welche Bewandtnis es mit dem Klosterschatz habe, gab der Vater keine Antwort. Er zog die Zügel nur strammer und trieb mit Peitschenhieben die Pferde zu schnellerer Gangart. Jetzt kam der Wagen an die Stelle, an der sich der Feuerball bisher im Kreise bewegt hatte. Aber der war plötzlich verschwunden, und keine Spur war mehr zu entdecken. Nur die Pferde waren unruhig geworden und in rasendem Galopp ging's dem Dorfe zu. Heilfroh waren Vater und Sohn, als sie die ersten Häuser von Bickenriede erreicht hatten.

Jahre waren vergangen. Der Sohn war längst verheiratet, und sein Anwesen zeugte von Wohlstand. Da traf ihn ein harter Schlag. Eine Feuersbrunst legte sein Hab und Gut in Asche und machte ihn zum armen Manne. Der einst so lebensfrohe Bauer versank in Trübsinn. Dann erfüllte rasende Wut gegen Gott und sein Geschick all seine Sinne. Eine wahnsinnige Gier nach Geld umkrallte sein ganzes Wesen. Geld! Geld wollte er wieder haben, koste es, was es wolle!

Niemand sah ihn mehr in der Kirche; viele hörten ihn den Glauben verspotten. Einige wollten sogar gesehen haben, daß er Arxel, den Kräutermann aus Bezzelrode, besucht habe. Der aber sollte doch mit dem Teufel in Verbindung stehen.
Und wirklich, so war es auch. Das nächtliche Erlebnis auf der Heimfahrt von Dingelstädt war ihm nicht wieder aus dem Sinne gekommen, und Arxel sollte ihm den Schatz weisen. Mit Hilfe des Christoffels-Buches zitierte dieser den Teufel und erforschte von ihm die Stelle des Eisbergschatzes. Unter der Bedingung, die Hälfte des Schatzes zu erlangen, wurde er schnell mit Stange handelseinig. In der Nacht des nächsten Neumondes sollte der Schatz gehoben werden.
Stange und noch zwei verwegene Männer aus Bickenriede machten sich in der von Arxel bestimmten Nacht mit Hacke und Schaufel auf. Kaum aber hatten sie das Dorf verlassen und waren zum Steisenberge gelangt, als ein furchtbarer Sturm losbrach. Linkerhand heulte und tobte er in den Buchen und Tannen des Rattenibers, als wolle der Jüngste Tag anbrechen. Direkt vor ihnen stürzte entwurzelt eine mächtige Eiche über den Weg. Gellendes Hohngelächter erfüllte die Luft. Die Schatzgräber aber kehrten sich nicht daran; mühsam strebten sie voran. Schon hatten sie den halben Weg hinter sich gebracht, als der dreibeinige Hase ihren Weg kreuzte und Unheil kündete. Sie ließen ihn unbeachtet. Aus einer Weide schrie ein Käuzchen sein: „Komm mit!" Auch dieser gräßliche Todesruf wurde überhört. Immer nur weiter konnte es für sie heißen, und bald waren sie am Fuße des Eisberges angelangt. Zur Geisterstunde mußten sie am vergrabenen Schatz sein, und auf die Minute trafen sie ein. Zwölfmal schickte soeben die Glocke der alten Turmuhr zu Bezzelrode ihre dumpfen, schaurigen Töne in die unheimliche, rabenschwarze Nacht. Die Geisterstunde war angebrochen. Wie verabredet gesellte sich Arxel zu den drei Männern. Die Wünschelrute in den Händen, ging er im Kreis. Da zuckte sie gewaltig. Arxel verharrte wie angewurzelt und hieß dann die Schatzgräber, ihre Arbeit zu beginnen.
Wortlos, wie von Arxel befohlen, gingen sie an die Arbeit. Bald hatten sie ein großes Loch gegraben, und der hohle Ton kündete ihnen die Nähe des Schatzes. Da setzte erneut der Sturm ein. Es schien, als seien alle Elemente entfesselt. Die Erde bebte, grelle Blitze durchzuckten die Finsternis, und wieder gellte Hohngelächter in den Lüften. Angst und Zagen umklammerte die Herzen der Schatzgräber, aber die Arbeit wurde fortgesetzt. Schon wurde der Rand eines Kessels sichtbar. Doch was war das?!
Aus dem Appentale näherte sich ein Wagen mit einem brennenden Fuder Heu. Der mit einer langen Peitsche knallende Fuhrmann lenkte das mit einem dreibeinigen Pferde und einem Ziegenbocke bespannte Gefährt so nahe an die Schatzgräber heran, daß ihnen jeden Augen-



blick die Gefahr drohte, von dem brennenden Fuder begraben zu werden. Aber kein Laut entschlüpfte dem Munde der Drei. Wortlos, wie von Arxel befohlen, arbeiteten sie weiter. Schon war der Rand des Kessels freigelegt, als aus der Hollau ein kleines schwarzes Männlein auf die Schatzgräber zukam. Auf dem Kopf ragten zwei Hörner empor, die feuerrote Zunge hing ihm ellenlang aus dem Halse. Statt der Füße hatte es Hufe, und der lange Kuhschwanz machte den Anblick auch nicht freundlicher. In der Rechten aber schwang er einen Knotenstock. Der Fürst der Unterwelt – niemand anders war das Männlein – trat in den Kreis der Schatzgräber und fragte nach dem Zweck der Arbeit. Diese aber ließen sich nicht stören, und kein Wort entgegneten sie ihm.
Der Rand des Kessels kam immer mehr zum Vorschein und schon glänzten einige Goldstücke. Um den Schatzgräbern den Lohn ihrer Ängste und Mühen zu verwehren, nahm der Unheimliche jetzt seinen Knotenstock, hieb auf die Schaufeln der Arbeitenden und rief: „Ist das nicht 'ne Schaufel? Ist das nicht 'ne Schaufel?" Das war dem einen denn doch zu viel. Wütend schlug er dem Geist des Abgrundes mit seiner Schaufel ins Gesicht und rief höhnisch lachend: „Ist das nicht 'ne Nase? Ist das nicht 'ne Nase?"
Doch kaum waren die Worte dem Munde entflohen, als ein furchtbarer Donnerschlag die Erde erbeben ließ. Große Feuerflammen schlugen empor, und sogleich versanken Kessel und Schatz in die Tiefe. Von Furcht und Entsetzen ergriffen, ließen die Schatzgräber alles liegen. In wilder Flucht eilten sie nach Bickenriede, und schreckliches Hohngelächter scholl hinter ihnen her. Erst am hellen Morgen wagten es die Schatzgräber, an die Stelle ihres nächtlichen Abenteuers zurückzukehren. Aber keine Spur war mehr von der Grube zu entdecken. An einem Ast des in der Nähe stehenden wilden Birnenbaumes aber hing Arxel mit weit herausgestreckter schwarzer Zunge. Satanas hatte seine Beute gefordert.
Seit jener Zeit hat es niemand mehr gewagt, den Schatz zu heben.

Die Brauthecke bei Bickenriede

Eine Viertelstunde nördlich von Bickenriede befindet sich rechts von der Straße zur Lengefelder Warte ein stattlicher Weißdornstrauch, die sogenannte Brauthecke. Der Name hält die Erinnerung wach an ein Brautpaar, das hier in tragischer Weise den Tod gefunden hat.
Die Sage erzählt darüber folgendes:
Nördlich von Anrode lagen in alter Zeit die beiden Dörfer Seehausen und Bezzelrode. In jedem Ort hatte ein adliges Geschlecht gleichen

Namens seinen Sitz. Der Schloßherr von Seehausen besaß große Reichtümer. Die ausgedehnten fruchtbaren Felder vermehrten sein Vermögen von Jahr zu Jahr. Der Besitzer aber war ein finsterer, verschlossener Mann. Schon morgens verließ er mit wüstem Fluchen sein Lager. Am liebsten jagte er tagelang in den Wäldern oder überfiel ahnungslose Wanderer auf offener Straße. Das böse Beispiel des Schloßherrn blieb nicht ohne Einfluß auf die übrigen Bewohner von Seehausen, und bald war das ganze Dorf von Grund auf verdorben. Schon oft hatte der Geistliche von Seehausen gegen das Lasterleben seiner Gemeinde gepredigt, aber niemand kümmerte sich um sein Reden.

In allem das Gegenteil des Herrn von Seehausen war der jugendliche Herr Bezzilo von Bezzelrode. Die Erträge seines Grund und Bodens waren gering. Aber er war freundlich und hilfsbereit zu jedem, und seine Hörigen sahen mit Liebe zu ihm auf.

Bezzilo von Bezzelrode hatte zu Jutta von Seehausen eine tiefe Zuneigung gefaßt. Diese ließ ihr Wohlgefallen an dem Liebeswerben des jungen Bezzilo deutlich erkennen. Das junge Paar war überaus glücklich; nicht so Juttas Vater. Er war entschieden gegen die Verbindung seiner Tochter mit dem armen Bezzelröder.

Nur heimlich konnten sich die Liebenden treffen. Für Jutta wurde es immer schwerer, zur verabredeten Stelle zu kommen. Der herzlose Vater bewachte seine Tochter mit wahren Argusaugen. Doch was half's? Die Liebe macht erfinderisch. Sobald aus dem Appental der Pirolpfiff ertönte, hatte Jutta irgend etwas im Walde zu besorgen. Bald galt es nach den weidenden Pferden zu sehen, bald der Mutter Früchte zum Kochen zu holen. In Wirklichkeit erwartete sie dort Bezzilo. So ging es den Sommer hindurch. Trostlos aber war der Winter. Nur sehr selten lockte dann der heisere Ruf des Käuzchens Jutta auf einige Augenblicke zu dem Geliebten.

Es war die Zeit der Wintersonnenwende, als vom Grafen von Gleichen die Botschaft eintraf, daß Fehde angesagt sei. Bezzilo mußte auch Folge leisten. Um Jutta dies mitzuteilen, schlich er des Abends unter das Fenster seiner Braut und ließ das verabredete Zeichen, den dreimaligen Käuzchenruf, in die stille Nacht ertönen. Jutta hatte den Ruf verstanden und verließ bald darauf unter einem nichtigen Vorwande die Stube. Dem Vater fiel das auf, da ihm ohnehin der Käuzchenruf nicht ganz so natürlich vorgekommen war. Er schöpfte Verdacht, und heimlich schlich er der Tochter nach. Er hatte sich nicht getäuscht.

In zärtlichem Liebesgeflüster standen Jutta und Bezzilo in der Nähe des Hauses. In blinder Wut warf der jähzornige Vater das Weidmesser nach Bezzilo, der Tochter verbot er das Haus. Jutta blieb nichts anderes übrig, als bei ihrem Onkel in Bickenriede Unterkommen und Schutz zu suchen. Sofort machte sie sich auf den Weg. Bezzilo beglei-

tete sie trotz seiner Verwundung. Als die Liebenden an die Stelle gelangten, wo der Landgraben in scharfer Biegung sich nach Osten wendet, überkam Bezzilo eine plötzliche Schwäche, die ihn zum Niedersetzen zwang. Ein schneidender Schmerz in der Herzgegend machte sich bemerkbar. Als er nach der schmerzenden Stelle griff, rieselte warmes Blut über seine Hand. Das Messer des Schloßherrn hatte nur zu gut getroffen. „Ich sterbe – – –, sag ... dem Vater ..., daß ... ich ... ihm ... verzeihe." Mit diesen Worten brach er zusammen, und schaudernd blickte das Mädchen in das vom Mondlicht beleuchtete Angesicht eines Toten.
Weinend und jammernd trug Jutta den Leichnam des Geliebten unter eine Hecke, um ihn vor dem niederrieselnden Schnee zu schützen. Dann kniete sie nieder. Sie fühlte nicht, wie ihre Glieder vom Frost immer mehr erstarrten. Nach einiger Zeit ging ihr lautes Weinen in leises Wimmern über, und dann war es still – totenstill, bis am anderen Morgen die beiden Leichen gefunden wurden. Eine hohe Hecke hält die Erinnerung an den Tod der Brautleute wach, denn sie heißt heute noch „Brauthecke".
So hatte der Seehäuser Schloßherr sein Gewissen mit einem doppelten Mord belastet; aber die Strafe folgte bald. In der darauffolgenden Nacht waren am Himmel geheimnisvolle Zeichen zu sehen. Die Bewohner von Seehausen erwachten bei Tagesbeginn mit Entsetzen. Endlos rollte der Donner, ringsum wie feurige Schlangen schossen die Blitze zur Erde, ein wolkenbruchartiger Regen ging hernieder. Das Schloß wankte, die Fenster klirrten, und schauerlich klangen die Glocken der Kirche, von unsichtbarer Hand geläutet. Erschrocken eilten die Seehäuser zu ihrem Gotteshaus. Aber es war zu spät, es gab keine Rettung mehr für sie. Das Unwetter tobte immer heftiger. Als am anderen Morgen die Sonne aufging, beleuchtete sie eine unheilvolle Stätte. Seehausen war vom Erdboden verschwunden.
Wenn heute zur Erntezeit in der Mittagsstunde Sonntagskinder sich hier zu einem kurzen Schlummer niederlegen, so hören sie die Glokken von Seehausen. Die Kirche wird wieder sichtbar und in ihr die gottlosen Seehäuser, denen der Priester vergeblich die Strafe Gottes androht.

Hechts Aden

Vor Jahrhunderten hat auf der eichsfeldischen Höhe ein Räuber gehaust, der die ganze Umgebung in Schrecken versetzte. Das Andenken an sein Tun und Treiben hat sich tief im Volke erhalten. Nach der Überlieferung hieß er Hecht. Er war in Effelder beheimatet, wechselte

aber des öfteren seinen Aufenthaltsort. Über das Ende des Räubers wird folgendes erzählt:
Ein sehr hoher Preis war auf Hechts Kopf ausgesetzt. Doch wagte niemand, sich diesen zu verdienen. Alle fürchteten sich vor ihm, und keiner wagte es, ihn zu fangen. Das Gerücht ging nämlich um, daß der Räuber hieb- und schußfest sei.
Von dem erhöhten Preis gelockt, unternahm es endlich der Schmied des Ortes mit noch einigen beherzten Männern, das ausgesetzte Geld zu verdienen. Jedoch hatte er samt seinen Genossen nicht den Mut, den Räuber bei Tage anzugreifen. Der Schmied griff zu einer List: Er verbreitete die Nachricht, Häscher seien im Dorf, die den Räuber fangen wollten.
Als Hecht Lärm vernahm, sprang er auf, bewaffnete sich und kam aus seiner Wohnung. Er sah niemanden und vernahm nur in der Ferne dumpfes Gelärm und Geschrei. Er begab sich nach dem mit einer Mauer umgebenen Kirchhof. Dort nahm er mit seinem Blasrohr Aufstellung, mit dem er seine Gegner geräuschlos zu töten vermochte. Hier wurde Hecht vom Schmied und dessen Helfern aufgelauert und nach tapferer Gegenwehr getötet.

Ein alter Mann aus Effelder erzählte die Sage so:
In alter Zeit, als noch Räuberbanden in unserer Heimat ihr Unwesen trieben, lebten auf der eichsfeldischen Höhe zwei baumlange, starke Kerls, halbe Riesen. Sie fragten nicht nach Gott und der Welt und gingen dem Räuberhandwerk mit einem Eifer nach, der einer besseren Sache wert gewesen wäre. Den einen nannten die Leute Hechts Aden (Hechts Adam). Er wohnte in Effelder unterhalb der Kirche. Der andere hieß Brattsch Nickel und war in Büttstedt zu Hause. Meistens führten sie ihre Raubzüge gemeinsam aus. Jeder von ihnen besaß ein Blasrohr, mit dem sie geräuschlos auf ihre Opfer schossen und diese meist töteten. Auch war weithin das Gerücht verbreitet, beide seien hieb- und schußfest.
Unter dem Druck der beiden Räuber seufzte die ganze Gegend. Die Klagen über ihre verwegenen Taten mehrten sich von Tag zu Tag. Lange wagte es niemand, gegen sie vorzugehen. Doch endlich schritt die Obrigkeit ein. Eines Tages kam vom kurmainzischen Vogt auf Schloß Gleichenstein ein Schreiben nach Effelder und Büttstedt mit der bündigen Aufforderung, die beiden Übeltäter auszuliefern, tot oder lebendig. Beide Dörfer würden sonst von vier Enden angezündet werden.
Der gefürchtetere der beiden Räuber war Hechts Aden. Aber wie sollte man an ihn herankommen, vor dem sich alle fürchteten und der immer bei Gefahr in den unterirdischen Gängen seines Hauses verschwand? Die Dorfältesten von Effelder hielten Rat und griffen zu einer List. Der Wächter mußte Alarm blasen und verkünden, daß

Räuber das Dorf überfallen wollten. Sofort versammelten sich die wehrfähigen Männer an der Kirchhofsmauer. Auch Hechts Aden eilte mit seinem Blasrohr herbei. Da schlich der Schmied heran, stieg auf die Kirchhofsmauer und schlug von dort mit dem Schmiedehammer auf Hechts Aden ein, so daß dieser wie tot zu Boden sank. Als alle Männer des Dorfes um ihn herum standen, schlug er noch einmal die Augen auf und knirschte beim Anblick des Schmiedes: „Do hud de mich doch äbertimelt (überlistet), das sallste bießje, Schmed." Der Schmied aber erhob seinen Hammer und machte mit einem Schlage dem Leben des Räubers ein Ende. Als sich die Nachricht von seinem Tode verbreitet hatte, atmeten alle Bewohner der Höhe erleichtert auf. Der Tote wurde in ungeweihter Erde verscharrt.
Wie erging es aber Hechts Genossen Brattsch Nickel? Dieser hatte von dem Schreiben des Vogts Wind bekommen und verschwand bei Nacht und Nebel. Erst nach Jahren hörte man, daß er im Hessischen am Galgen geendet habe.

In einer dritten Form der Sage heißt der Räuber Hiesel, die bayrische Namensform von Matthias – Matthies:
In der Nähe von Effelder hauste, weit und breit nicht nur bekannt, sondern auch gefürchtet und gemieden, in einer Höhle der Räuberhauptmann Hiesel. Lange ist das schon her, aber das Andenken an ihn hat sich in der Erinnerung der Leute erhalten. Ob er den Wagen eines reichen Handelsherrn oder den einsam dahinziehenden Wandersmann ausgeplündert hatte, immer fand der Verwegene ein sicheres Versteck. Furcht und Grausen erfüllte deshalb alle, und allgemein mied man die verschwiegenen Waldwege. Besonders die Einwohner von Struth, Effelder, Küllstedt und Wachstedt wußten von seinen Räubereien ein Lied zu singen.
Schließlich forderten seine Untaten den Zorn der Bedrängten heraus. Der erbitterten Bevölkerung gelang es endlich nach langem Jagen, den Räuber zu fangen. Mit Ketten an Händen und Füßen gefesselt, wurde der Gefürchtete auf den Bischofstein geschleppt und dort in Haft gehalten.
Befreit atmeten alle auf. Die Freude sollte aber nicht lange dauern. Hiesels treuergebene Spießgesellen rotteten sich zusammen und zogen, bis an die Zähne bewaffnet, vor das Gefängnis. Dort sangen sie: „Sie bauten zwar Galgen und Rad, aber für dich ward's nicht gebaut!" Unter ohrenbetäubendem Lärm drangen sie ein, machten die Wächter nieder und gaben damit ihrem Hauptmann die Freiheit wieder.
Auch der Schmied von Effelder, der Vertraute und Berater Hiesels, war dabei. In Effelder kannte man die geheimen Fäden, die diesen mit dem Räuberhauptmann verbanden. Ihn nahm man ins Gebet und setzte ihm so lange zu, bis er sich bereit erklärte, die Dörfer aus

ihrer ständigen Angst zu befreien. In stockfinsterer Nacht, deren Unheimlichkeit durch einen furchtbaren Sturm erhöht wurde, lockte er Hiesel ins Dorf, führte ihn durch eine Scheune in den Hohlweg an der damaligen Kirche und schlug ihn mit dem Hufhammer nieder. Von allen Seiten eilten die erbitterten Leute herbei und prügelten den Betäubten so lange, bis er seinen Geist aufgab. Dem Räuber aber versagte man die Ruhe in geweihter Erde. Alt und jung schleppte ihn an den Waldrand. Dort wurde er unter der Schampanjesbuche verscharrt. Noch heute ist das ein gemiedener Platz; „denn", so sagen die Leute, „hier ist es nicht geheuer, hier spukt es".

Die Wichtel unter der Horntelsbrücke bei Büttstedt

In längst verflossenen Zeiten lebten auf einigen Bauernhöfen zu Büttstedt Wichtel. Am Abend füllten die Bauern Nußschalen mit allerhand Leckereien, die von dem kleinen Volk dankbar abgenommen wurden. Dafür waren die Wichtel auch stets mit Rat und Tat zur Hand, wenn es ein besonders schwieriges Werk zu vollbringen galt. Ab und zu machten sie sich jedoch einen Spaß daraus, Mähnen- und Schweifhaare der Pferde in Zöpfe zu flechten. Darüber schimpften und fluchten die Bauern so sehr, daß die Wichtel gekränkt in dunkler Nacht die ungastlichen Stätten verließen. Zwischen Büttstedt und Struth fanden sie unter der Horntelsbrücke neue Wohnung.
Nur in dem geräumigen Pferdestalle Barthel Kühlers fühlten sich einige der Wichtel weiter heimisch. Der kinderlose Bauer meinte es besonders gut mit ihnen und stieß sich auch nicht an den Pferdezöpfen. Zum Dank hielten sie alles Unglück von seinem Vieh ab. Den übrigen Dorfbewohner aber waren sie fortan bös gesinnt.
Es war an einem schönen Spätsommertage, als der Büttstedter Schäfer seine Herde im „Horntel" weidete. Die Flur gleißte und glühte in sommerlicher Pracht. Majestätisch wiegten sich die Ähren und leises Knacken und Knistern kündete von ihrer Hochreife. Feurig glühte der Mohn aus dem goldgelben Kornfeld. Rade und Kornblume, Kamille und Rittersporn wetteiferten um den Preis der Schönheit. Weit und breit herrschte tiefe Stille. Selbt die Schafe verschmähten die trockene Nahrung, und mit lechzender Zunge schlichen die Hunde umher. Unter den schattenspendenden Bäumen am Horntelsgraben fanden Schafe und Hunde endlich Schutz vor der mittäglichen Sonnenglut. Der Schäfer unterdessen sah nach seinem in der Nähe liegenden Erbsenfeld. Voller Freude betrachtete er die reiche Ernte.
Doch was war das? Ein Rupfen und Zupfen, fröhliches Gekicher und die Fußtapfen hunderter winzigkleiner Stiefel waren im Erbsenfeld.

Da wurde ihm klar, daß die Wichtel statt seiner ernteten. Eine Flut von Flüchen und fürchterlichen Drohungen floß von seinen Lippen.
Als Antwort vernahm der Schäfer nur ein: „Geizhals!", und dann ward es still im Felde. Unten auf dem Wege aber ertönte das Getrappel vieler kleiner Stiefel, leiser und immer leiser werdend, bis es bei der Horntelsbrücke verstummte.
In Gedanken versunken, begab sich der Schäfer zu seiner friedlich lagernden Herde. Als die fast unerträgliche Hitze etwas nachgelassen hatte, führte er seine Schafe auf saftige Weide.
Erst als die Sonne tiefer und tiefer sank und endlich hinter den Höhen bei Effelder verschwunden war, brach er mit seiner Herde auf.
Die Grille zirpte im Korn, und im Hornstelgraben wurde es lebendig. Allerlei Getier kam in der abendlichen Kühle aus seinem Versteck hervor. Drüben in Büttstedt ertönten sanft die Abendglocken. Es war die Stunde, in der Tag und Nacht ineinanderflossen. Der Schäfer war auf der Horntelsbrücke angekommen. Plötzlich hörte er ganz deutlich jemanden mit einem Stocke gegen die Brücke schlagen und rufen: „Siere!" Dem Schäfer gruselte es an diesem Orte bei dem Rufe, mit dem der Bäcker die „Säurestunde" ankündigte. Schleunigst verließ er die unheimliche Stelle.
Am anderen Morgen mußte er seinen Weg wieder über die Brücke lenken. Wiederum ertönte das Klopfen und „Klen!" rief jetzt die deutlich vernehmbare Stimme.
Die Morgensonne machte den Schäfer mutig und neugierig. Er untersuchte die Brücke. Aber dort war weder jemand zu hören noch zu sehen. Übermütig rief der Schäfer beim Verlassen der Brücke: „Für mich denn oi en klen!" (Für mich dann auch einen [Brotlaib] kneten!) „Klen!" echote es aus dem Brückenraume, und dann herrschte lautlose Stille wie zuvor. Kopfschüttelnd folgte der Hirt seiner Herde. Bald jedoch war in der hellen Sonne der Spuk vergessen. Am Abend aber führte ihn der Heimweg wieder über die Brücke. Plötzlich stockte die Herde auf der Brücke und ließ sich auch durch lautes Rufen nicht von der Stelle bewegen. Als sich der Schäfer auf die Brücke begab, lag dort vor ihm ein duftender Brotlaib. Die Unsichtbaren waren der Bestellung nachgekommen. Schon wollte er der Versuchung erliegen und das Brot brechen, als ihn eine innere Stimme warnte. Er warf dem Hund ein Stück zu. Kaum hatte der den Brocken geschluckt, stürzte er tot zu Boden.

Das Saubörnchen bei Anrode

Oberhalb des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Anrode entspringt ein Bächlein, das in die Luhne mündet. Über die Entstehung der Quelle erzählt die Sage:

Als einst ein heißer Sommer die Brunnen, Quellen und Bäche der Umgebung zum Versiegen brachte, entstand im Land eine große Dürre. Von weit her kamen die Leute zum Bickenrieder Köhlersborn, der anfangs noch das notwendige Wasser spendete. Bald aber trocknete dieser aus. Nun mußte man zur Werra oder Unstrut, um einen Tropfen Wasser zu bekommen. Tiere und Menschen lechzten nach Wasser. Die Vögel des Waldes kauerten mit vor Durst herabhängenden Flügeln unter den Blättern der Buchen und Eichen. Kein fröhliches Lied war mehr zu hören. Die Blumen ließen ihre Köpfe hängen und blickten matt und welk. Die Erde aber war geborsten und gerissen.
In dieser harten Zeit befahl der Propst des Klosters Anrode seinem Schweinehirten, die Tiere in das ausgetrocknete Bett der Luhne zu treiben, damit sie dort die zahlreich herabgefallenen Eicheln fressen sollten. Gern kam der Hirt dem Befehl seines geistlichen Herrn nach, boten ihm doch die vielen Eichen mit ihren breiten Zweigen hinreichenden Schutz vor den sengenden Sonnenstrahlen. Auch die Borstentiere schienen sich bei der ausgiebigen Nahrung recht wohl zu fühlen. Nur eine Sau, die größte in der Herde, ging wiederholt ihre eigenen Wege. Der Hirt hatte alle Mühe, sie immer wieder zurückzubringen. Plötzlich aber rannte das Borstentier auf und davon. Alles Lokken, Rufen, Schimpfen und Fluchen des Hirten half nichts. Im wilden Galopp lief es bis zu jener Stelle am Waldesrand, die heute noch mit dichtem Hasel- und Dorngestrüpp bestanden ist. Dort mochte es dem Tier gefallen, denn freudig grunzend durchwühlte die Sau den Erdboden. Als der Hirt herankam, sprudelte da, wo soeben das Borstentier mit seinem Rüssel den Boden gelockert hatte, eine Quelle. Ihr Wasser war so rein und klar, wie ein solches weit und breit nicht zu finden war. Unermeßlich war die Freude des Hirten, und eilig lief er zum Kloster, um dem Propst die frohe Kunde zu bringen. Dieser kam sofort mit allen Nonnen zur Quelle, und sie dankten Gott für die wunderbare Hilfe.
Zur Erinnerung an die Entdeckerin der Quelle nannten sie diese das „Saubörnchen", wie es noch heute heißt.

Das „Fräuwechen von England"

Nicht weit vom Dorfe Lengenfeld, auf der Höhe eines Bergzuges, steht eine gewaltige Linde. Sie bezeichnet die Stelle, an der in alter Zeit die Burg Stein oder Bischofstein stand. Sie war schon vor 1150 erbaut worden und im Besitz des Landgrafen von Thüringen. Im Jahre 1326 verkaufte er sie an den Erzbischof von Mainz.

Seit 1409 trat an die Stelle des Namens Stein die Bezeichnung „Bischofstein". Auf dem Schloß hatten Vögte ihren Sitz, die 15 Dörfer verwalteten. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges hatte die Burg stark zu leiden. Damals zerfiel sie nach und nach. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurden die Mauerüberreste zum Aufbau des neuen Amtshauses, des jetzigen „Schlosses Bischofstein" verwandt.
Über die Zerstörung der Burg Bischofstein erzählt die Sage vom „Fräuwechen (Frauchen) von England":

Der König von England (oder ein englischer Feldherr) kam, von einem einzigen Diener begleitet, auf das Eichsfeld. Auf seinem Wege durch das Eichsfeld wurde er von der Nacht überrascht. Endlich gelangte er in Flinsberg an. Nur aus einem Hause fiel noch Lichtschein. Der Küster feierte gerade die Taufe seine Kindes und saß trotz später Stunde mit seinen Gästen beim Becher Wein. Der gastfreie Küster lud den Fremden freundlich ein, sich an der Tafel niederzulassen. Dieser ließ sich nicht lange bitten und fühlte sich bald wohl in der fröhlichen Runde.
Unter den Gästen befand sich auch der Vogt vom Bischofstein, ein böser, geldgieriger Mann, dem der kostbare Schmuck des Gastes ins Auge stach. Seine Habsucht erwachte angesichts des Goldes und der Edelsteine. Er erkundigte sich während des Gesprächs nach Zeit und Richtung der Weiterreise. Bald verabschiedete sich der Vogt und begab sich auf den Heimweg. Schnell rief er seine Knechte zusammen, und sie eilten in die Nacht hinaus. Bei Ascherode legten sie sich vermummt in einen Hinterhalt. Als der Erwartete endlich herankam, stürzten sie hervor und töteten ihn.
Der Diener focht tapfer an der Seite seines Herrn. Als er seinen Herrn jedoch fallen sah, wandte er eilig sein Roß und floh von dannen. Der Vogt und seine Knechte verfolgten den Flüchtigen eine Weile. Sie gaben aber dann aus Habsucht die Verfolgung auf, da die erbeuteten Schätze zu sehr lockten. Sie plünderten den Leichnam aus, warfen ihn in einen Brunnen und zogen laut jubelnd zum Bischofstein.
Als die Gattin des Ermordeten die Nachricht vom Tode ihres geliebten Mannes vernahm, weinte und klagte sie anfangs sehr. Aber bald drängte der Gedanke, ihren Gatten zu rächen, alle anderen Gefühle in den Hintergrund. Sie sammelte ihre Getreuen um sich, überquerte das Meer und gelangte, geführt von dem Diener, auf das Eichsfeld.
Der Diener war nicht mehr in der Lage, den genauen Ort der Untat zu finden. Er wußte auch nicht das Dorf zu nennen, erinnerte sich nur, daß der Name auf „rode" geendet hatte. Deshalb zerstörte das „Fräuwechen von England" – so nennt das Volk noch heute die liebende, mutige Gattin – alle Dörfer der Gegend, die auf den Namen

„rode" endigen. Endlich erfuhr sie jedoch, wer der eigentliche Mörder gewesen sei und zog augenblicklich zum Bischofstein.
Der Schloßherr lachte nur über das Fräuwechen von England und ihre vergeblichen Versuche, die Burg zu erobern. Er bewunderte aber die Kühnheit der jungen Frau, die sich häufig bis dicht unter die Mauern des Schlosses wagte. Alle Kugeln prallten von ihr ab, da ahnte der Bischofsteiner, daß ihr silberner Schuppenpanzer gefeit sei. Und nun lud er mit einer ebenfalls gefeiten silbernen Kugel von der Größe einer Erbse seine Waffe. Er zielte auf seine Gegnerin und durchbohrte ihr Herz, so daß sie lautlos zu Boden sank.
Da weinten und jammerten ihre Getreuen, bestatteten sie mit großen Ehren. Sie setzten einen Denkstein auf die Gruft und nannten den Ort „Frauenruh". Dann aber stürmten sie in wilder Wut die Höhe zur Burg hinan, eroberten diese, hieben alles nieder und stürzten die Mauern ein.
Der genannte Denkstein hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch an seinem Platz gestanden. Der Eigentümer des Grundstückes ließ ihn entfernen. Der untere Teil ist heute noch eingemauert in dem Wohnhaus der ehemaligen alten Schmiede (unter der Eisenbahnbrücke). Der obere Teil wurde in der Keudelsdasse als Trittstein benutzt, bis er 1882 vom damaligen Pfarrer Großheim angekauft und in die neuerrichtete Kirchhofsmauer eingesetzt wurde. Ein Kreuzigungsbild mit Maria und Johannes ist noch zu erkennen. Die stark verwitterte Schrift konnte aber bis jetzt nicht entziffert werden.

Die Linde im Kloster Zella

Nicht weit von dem eichsfeldischen Dorfe Struth liegt das ehemalige Benediktinerinnenkloster Zella, auch Friedensspring genannt.
Wie ehemals die alten Nonnen den jüngeren erzählten, soll das Kloster von dem aus einem angesehenen Geschlecht stammenden Herrn von Tastan gestiftet worden sein. Derselbe war einer der gefürchtetsten Raubritter seiner Zeit. Nichts war ihm heilig, und selbst nach den Gütern der Kirche wagte er die Hand auszustrecken. Dafür ergriff ihn aber in späteren Jahren die bitterste Reue. Trotz der vielen angehäuften Schätze fühlte er sich nicht glücklich, sondern zitterte ständig vor dem Zorne des Höchsten. So beschloß er endlich, alles, was er auf so schändliche Weise erworben hatte, frommen Zwecken zuzuführen. Er erbaute das Kloster Zella, stattete es reich aus und ließ es mit Nonnen aus dem Orden des heiligen Benedikt besetzen. Er selbst soll sich über dem Kloster in einer Felsenhöhle, Altvatersloch genannt, eingerichtet und hier den Rest seines Lebens in strenger Buße zugebracht haben.

Das ehemalige Benediktinerinnenkloster Zella hat eine herrliche Lage. Eingebettet in das liebliche Tal der Friedaquelle, ist es von hohen bewaldeten Bergen umgeben. Vor Jahrhunderten stand im Klosterhof eine alte Linde, unter deren weitausgebreiteten dichten Zweigen die Nonnen an heißen Sommertagen sich gern ein Stündchen auszuruhen pflegten.
Von dieser Linde erzählt folgende Sage:

I.

In dem eine halbe Stunde von Zella gelegenen Klosterdorfe Struth lebte einst ein bäuerliches Ehepaar, das recht und schlecht seinem an Sorgen und Arbeiten so reichen Berufe nachging. Sieben gesunde und kräftige Söhne hatten sie. Gar zu gerne hätten sie auch ein Töchterchen gehabt. An den Sonntagnachmittagen lenkte die Frau mit Vorliebe ihre Schritte nach dem nahen Annaberg und empfahl vor dem Gnadenbild in der dortigen Wallfahrtskirche ihr Anliegen der heiligen Anna. Ihr Lieblingswunsch sollte erfüllt werden.
Es war einige Tage nach Johanni (24. Juni), einer Zeit, in der häufig Gewitter am Himmel stehen. Die Luft war schwül. Eine finstere Wolkenwand stieg im Westen auf und bedeckte den ganzen Horizont. Der Donner fing an zu grollen und kam immer näher. Bald folgte Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag, und ein erquickender Regen strömte nieder. In die alte Linde auf dem Klosterhof von Zella aber hatte der Blitz eingeschlagen. Es war jedoch ein kalter Schlag gewesen, der kaum Schaden angerichtet hatte.
Während die Natur sich in so großer Aufregung befand, ging in Struth der Wunsch der Eheleute in Erfüllung: Ein Töchterchen wurde geboren. Alle waren voller Freude, doch die Mutter dachte mit einer leichten Wehmut an den alten Volksglauben, daß derjenige, der während eines Gewitters geboren wird, auch durch ein Gewitter sein Leben verliert.
Das Mädchen wuchs heran. Es war schön wie eine Rosenknospe und frisch wie der junge Morgen. Es besuchte gern das Gotteshaus. Als es in die Schule kam, war es fleißiger und klüger als alle Mitschülerinnen. Freundlich und liebevoll zu jedem, war es beliebt im ganzen Dorf. Die Leute nannten es nur das „Engelchen".
Auch im nahen Kloster Zella war es gern gesehen. Als das Mädchen herangewachsen war, erschien die Mutter eines Tages im Kloster und teilte den Nonnen mit, daß es der Herzenswunsch ihrer Tochter sei, in das Kloster eintreten zu dürfen. Mit Freuden wurde der Wunsch gewährt. Nachdem die Probezeit vorbei war, erfolgte der Tag der feierlichen Einkleidung. Alle Bewohner Struths waren in die kleine Kirche gekommen. Die junge Nonne erhielt den Namen Angela.
Es vergingen Jahre. Da starb die Äbtissin in Zella. Sie war eine energische Frau gewesen und hatte das Kloster zur Blüte gebracht.

Niemand bedauerte ihren Tod mehr als Angela, der sich die Verstorbene immer als eine gütige Mutter gezeigt hatte. Einige Zeit nach der Beerdigung schritt der Konvent unter dem Vorsitz des Abtes von Gerode zu einer Neuwahl. Trotz ihrer Jugend wurde Angela zur Äbtissin gewählt.
Die neue Äbtissin waltete voll Milde und Freundlichkeit ihres Amtes und wurde von ihren Mitschwestern verehrt. Unerschöpflich war ihre Wohltätigkeit gegenüber den Armen. Die Leute in den Klosterdörfern nannten sie den „Klosterengel". Lange sollte die junge Äbtissin ihr Amt nicht ausüben. Sie war, wie die Leute sagten, zu gut für diese Welt. Gott wollte in seiner Weisheit sie vor den Schicksalsschlägen bewahren, die über das Kloster in der Folgezeit hereinbrechen sollten.
Es war wieder Ende Juni. Beängstigend war die Schwüle. Da zogen von mehreren Seiten schwere Gewitter herauf, zuletzt noch eines aus der Diedorfer Richtung. Diese sind in der Gegend besonders gefürchtet. Es wurde dunkel wie in der Nacht, die Blitze zuckten und der Donner krachte. Es war so fürchterlich, daß Mensch und Tier erbebten. Zwei Tage und zwei Nächte dauerte das grauenvolle Naturschauspiel. Die Äbtissin von Kloster Zella kannte den Volksglauben und wußte, was ihr bevorstand. Da das Unwetter nicht weichen wollte, so bereitete sie sich auf den Tod vor und empfing das hl. Abendmahl. Danach begab sie sich unter die alte Linde auf dem Klosterhof und nahm auf der Steinbank Platz. Zwei Nonnen, die sie nicht allein lassen wollten, hatten sie begleitet. Die drei beteten gemeinsam. Plötzlich zuckte ein Blitz grell auf, zur gleichen Zeit erfolgte ein furchtbarer Schlag, der das Kloster in seinen Grundfesten erzittern ließ. Die Linde lag gespalten am Boden. Die Äbtissin war eingegangen in jene Welt, für die sie gelebt hatte.
Die beiden anderen Nonnen waren mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Jetzt verzog sich das Unwetter rasch; die Sonne strahlte wieder in ihrer zauberhaften Schönheit über Kloster Zella. Die zertrümmerte Linde wurde später entfernt, an ihre Stelle setzte man ein steinernes Kreuz.

II.

Eine andere Sage erzählt:
Es war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Lehre Luthers war auch in das stille Tal der Frieda gedrungen und hatte das Herz einer jungen Nonne im Kloster Zella ergriffen. Überdrüssig, noch länger hinter den hohen Klostermauern die besten Jahre ihres Lebens zu verbringen, sehnte sie sich nach den Freuden der Liebe. Lauer und lauer wurde die junge Nonne bei der Beachtung der Ordensregel. Suchten ihre Mitschwestern Hilfe und Stärkung im Gebet, saß sie in ihrer freudlosen Zelle und grübelte über ihr Leben.

Den Schwestern und der Äbtissin war ihr verändertes Wesen längst aufgefallen. Alle gaben sich redliche Mühe, der Nonne wieder den rechten Weg zu weisen. Aber es gelang nicht, selbst das Bitten und Flehen der Äbtissin war vergeblich.
Nun wurde es ruchbar, daß die Nonne ihr Gelübde der Keuschheit gebrochen hatte. Sie wurde vor den Konvent geladen.
Die Stunde des Gerichts war gekommen. Alle Nonnen begaben sich auf den großen Platz unter die Linde des Klosterhofes und schlossen einen Kreis. Sengende Strahlen sandte die heiße Julisonne vom blauen Himmel herab. Zwölfmal hob sich der Hammer der alten Kirchuhr und fiel dröhnend herab auf die Glocke. Da betrat die Äbtissin durch die Klosterpforte den Hof. Mit kräftiger Stimme rief sie jetzt den Namen der Unglückseligen. Diese trat mit trotziger Miene in den Kreis. Laut und deutlich verlas die Äbtissin die Anklage. Dann fragte sie die junge Nonne: „Bekennst du dich zu dieser Freveltat?" „Ja", antwortete die Unglückselige mit fester Stimme. „Dann tue Buße, damit dich nicht das strenge Gericht Gottes trifft!" fuhr die Äbtissin fort. Doch kaum hatte sie die letzten Worte ausgesprochen, zuckte ein greller Blitz, ein gewaltiger Donnerschlag krachte, und tot stürzte die Nonne zu Boden. Die so Gerichtete fand lange Zeit nicht ihre ersehnte Grabesruhe. In der Mittagsstunde erschien sie in den Klosterzellen und in den Gängen. Sie verbreitete Furcht und Schrecken unter den Nonnen. Erst nach vielen Jahren hatte sie endlich ihren Seelenfrieden gefunden.

Die verstopfte Quelle beim Kloster Reifenstein

Das ehemalige Zisterzienserkloster Reifenstein (Rivenstein, Riphenstein, Rifenstein) liegt in einer engen Waldschlucht am Fuße des Dün. Es war 1162 gegründet worden und wurde im Jahre 1803 aufgehoben und in eine Domäne umgewandelt.
Die Sage erzählt, daß der Kriegsobrist Rive in diese Gegend kam. Hier gefiel es dem Gefolgsmann König Attilas so gut, daß er sich niederließ. Er wählte sich einen Berg aus, erbaute auf ihm eine Burg und nannte sie Rivestein. Sie lag auf dem Platz, der noch jetzt die „Alte Burg" heißt, und von deren Existenz noch deutliche Spuren zeugen. Ein Teil des Waldes führt auch in Beziehung auf sie den Namen Burghagen.
Wie die Leute erzählen, befindet sich unter der Alten Burg eine gewaltige Quelle. Das klare Wasser dieser Quelle floß einst zum Kloster. Eines Tages entstand im Inneren des Berges ein Krachen und Donnern. Aus einer großen Öffnung strömte eine mächtige Wasserflut hervor, die Wiesen und Felder zu überschwemmen drohte. Die

erschreckten Menschen versuchten, die Quelle zu verstopfen, doch alle Mühe und Arbeit war vergebens. Der Druck des Wassers war so stark, daß alles von den Wassermassen mit fortgerissen wurde. Die Fluten breiteten sich tagtäglich weiter aus. Es entstand ein großer See, aus dem die Dörfer mit ihren Baumkronen wie Inseln hervorragten. Die Menschen waren ratlos und verließen mit ihrer Habe die Wohnungen.
Damals lebte in Reifenstein ein alter Mönch, der Tag und Nacht zum Herrn flehte, das Übel abzuwenden. Eines Nachts träumte ihm, die Quelle lasse sich mit einem weißen, zur Primiz getragenen Meßgewand verstopfen.
Kaum graute der Tag, so begab sich der fromme Bruder zum Abt des Klosters und erzählte ihm seinen Traum. Der Abt lächelte und sprach: „Träume sind Schäume! Aber dein Wunsch kann erfüllt werden; das Kloster besitzt ein solches Meßgewand."
Der Mönch eilte zur Quelle, beschwerte das Meßgewand mit einem großen Stein und ließ es in die Quelle sinken. Augenblicklich war der gewaltige Wasserstrom eingedämmt. Wie eh und jeh floß ein Bächlein dem Kloster zu.
Von dem Meßgewand vergeht alle tausend Jahre ein Faden. Sobald der letzte vergangen ist, wird das Wasser wieder mit unwiderstehlicher Gewalt hervorbrechen und alles weit und breit überfluten.

Das Heilige Grab in Diedorf

Das Grabmal für Hans Tasch und seine Gemahlin Elisabeth aus dem Jahre 1501 befindet sich in der Pfarrkirche zu Diedorf. Dieses Grabmal ist als Heiliges Grab von Diedorf bekannt geworden.
Der Sarkophag besteht aus einem flach gehauenen Stein. Er ist in der Mitte quer gesprungen und hat folgende Inschrift: „in dem namen des hern seligengedechtnis hans taschen und mit seiner ehelichengemal elisabeth. got zu eren hat lassen machen dieß grab nach christi geb. anno 1501." Acht Personen nehmen an der Grablegung des Herrn teil. Am Kopfende des Leichnams steht Joseph von Arimathäa, zu den Füßen des Heilands Nikodemus. Beide legen den auf einem Tuch liegenden Leichnam in den Steinsarg. Hinter diesem stehen sechs Personen, die ihrem Schmerz um den Tod des Erlösers in verschiedener Weise Ausdruck geben.
Nach der Überlieferung befand sich das Grabmal ursprünglich in der Kirche von Katharinenberg, das ungefähr eine halbe Stunde von Diedorf entfernt auf einer Anhöhe liegt. Wie das Heilige Grab nach Diedorf gekommen sein soll, erzählt die Sage:

I.

Als der Bauernkrieg in Thüringen tobte, zog ein Haufe auch nach Katharinenberg und zerstörte das Klostergut. Das Kriegsvolk hatte es auch auf das Heilige Grab abgesehen, konnte es aber nirgends entdecken. Ein Bauer aus Katharinenberg hatte es einen Tag zuvor in das Buchholz gefahren und dort an einer moorigen Stelle versenkt. Als man das erfuhr, wurde der Bauer verhört und aufgefordert, das Versteck des Heiligen Grabes anzugeben. Er weigerte sich, das Geheimnis preiszugeben und wurde deshalb hingerichtet.

Es vergingen viele Jahre, das Heilige Grab geriet in Vergessenheit. Eines Tages jagte der Herr von Harstall aus Diedorf im benachbarten Forst und gelangte ins Buchholz. Seine Rüden hatten sich von der Leine gerissen und durchstreiften den Wald. Plötzlich vernahm er heftiges Gebell. Er ging diesem nach und sah, daß die Meute eine Wildsau gestellt hatte. Mit sicherem Schuß streckte er diese nieder. Der Jägersmann trat zu seiner Beute und bemerkte zu seiner Überraschung, daß aus dem aufgewühlten Boden ein steinerner Menschenkopf hervorragte. Er eilte ins Dorf und erzählte von seinem Fund. Sogleich machten sich viele Diedorfer mit Schaufeln und Spaten auf den Weg und begannen, an der besagten Stelle zu graben. Schon nach kurzer Zeit wurden verschiedene Steinfiguren zutage gefördert und vom Schmutze notdürftig gereinigt. Ein alter Mann rief: „Das ist ja das Heilige Grab!" Mit noch größerem Eifer wurde weitergegraben und sämtliche Statuen unversehrt geborgen. Der Steinsarg aber war in der Mitte geborsten.

Es wurde beschlossen, das Heiligtum wieder nach Katharinenberg zu überführen. Bald war ein mit zugkräftigen Ochsen bespannter Wagen zur Stelle und das Grabmal aufgeladen. Da die Zugtiere die schwere Last nicht von der Stelle bekamen, griffen die Leute kraftvoll in die Speichen. Nach kurzer Zeit befand sich der Wagen auf dem Fahrweg. Als das Gefährt an der Stelle anlangte, wo der Weg nach Diedorf abzweigt, rührten sich die Ochsen nicht von der Stelle. Der Abend nahte heran. Nun entschloß man sich, die Ochsen auszuspannen und am folgenden Tag das Werk mit neuer Kraft zu beginnen.

Doch merkwürdig! Als die Leute am Morgen wieder an Ort und Stelle waren, stand das Gefährt in Richtung Diedorf. Man erkannte darin einen Wink des Himmels und brachte das Kunstwerk mühelos nach Diedorf. Neben der Pfarrkirche fand es in der Harstallschen Kapelle Aufstellung.

Die Nachricht von der auffallenden Begebenheit verbreitete sich schnell auf dem Eichsfeld. Von allen Seiten eilten die Gläubigen herbei, um das Heilige Grab zu bewundern. So wurde Diedorf ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Als Tag der Wallfahrt wurde das Fest Christi Himmelfahrt bestimmt, da das Heilige Grab am Tage vor diesem Fest nach Diedorf gekommen sein soll.

II.

Das Grabmal von Hans Tasch und seiner Gemahlin befand sich ursprünglich in der St. Egidienkapelle bei Eisenach. In der Reformationszeit sollte das Kunstwerk in Eisenach vor Bilderstürmern gerettet und nach dem katholisch gebliebenen Katharinenberg gebracht werden.

Äußerst mühsam war der Transport. Nur langsam kam der von sechs Pferden gezogene Wagen auf den holprigen Wegen voran. Endlich war Katharinenberg in Sicht. Die Sonnenstrahlen vergoldeten schon die Gipfel der umliegenden Berge und malten gigantische Schatten von Pferden, Wagen und Begleitern auf den Weg. Da auf einmal, vor dem „Köpfchen" zwischen Diedorf und Katharinenberg, versagten die Pferde. Sogar Peitschenhiebe waren vergeblich. Wer vorbeikam, faßte in die Speichen oder versuchte, den Wagen zu schieben. Umsonst, er bewegte sich nicht. So schnell wie möglich wurden noch Pferde aus der Umgebung geholt und mit vorgespannt. Alles war umsonst, wie festgebannt stand der Wagen. Ratlos standen Fuhrleute und Begleiter. Da es bereits dunkelte, ließ man das Gefährt stehen. Einer meinte sogar, daß es an dieser Stelle nicht geheuer wäre, und morgen in der lieben Sonne werde bei Anrufung der Heiligen Dreifaltigkeit der Spuk schon weichen. Gesagt, getan!

Am anderen Morgen wollten die Fuhrleute ihr Werk fortsetzen. Doch was war geschehen? Der Wagen, der gestern nicht von der Stelle zu bringen war, stand jetzt in entgegengesetzter Richtung. Alle sahen sich verwundert an, verstanden aber schnell den göttlichen Hinweis: „Das Heilige Grab sollte nicht nach Katharinenberg, sondern nach Diedorf!"

Sofort wurden die Rosse angespannt und das Heiligtum dorthin gebracht, wohin die Deichsel zeigte. Auf dem Anger hielt das Gespann. Jung und alt kam herbei, um die wunderbare Mär zu hören. So schnell wie möglich begannen die Diedorfer, eine Kapelle für das Grabmal zu erbauen.

Doch es kam völlig anders.

Der Bauernkrieg ließ auch das Eichsfeld nicht unberührt. Die Gutsgebäude in Katharinenberg waren schon eine Beute der Flammen geworden, und nun näherten sich die Aufständischen Diedorf. Das Heilige Grab sollte ihnen aber nicht in die Hände fallen. In aller Eile gruben einige Bauern im nahen Walde ein tiefes Loch.

Noch in der Nacht wurde das Grabmal dorthin gebracht und in die Erde versenkt. Die Beteiligten schworen, niemandem das Versteck zu verraten. Aber in den Wirren der Zeit geriet das Versteck in Vergessenheit.

Viele Jahre waren vergangen. Eines Tages jagte der Herr von Harstall im Diedorfer Forst. Er verfolgte mit seiner Meute eines Wildsau

und brachte sie zur Strecke. Noch im Todeskampf hatte das Tier den Boden aufgewühlt. Als der Jäger herankam, sah er aus dem aufgewühlten Boden einen steinernen Menschenkopf herausragen. Nach Diedorf zurückgekehrt, erzählte er im Dorfe von seinem Erlebnis. Viele Diedorfer eilten mit Hacken und Schaufeln an die besagte Stelle und gruben das Grabmal aus. Groß war die Freude, als es nach Diedorf zurückgebracht wurde. Der Herr von Harstall ließ für das Grabmal eine Kapelle bauen, in der es bis zum Jahre 1895 stand. Heute befindet es sich in der Diedorfer Kirche.

Wie das Marienbild aus der Mülhhäuser Obermarktkirche in die Kapelle Hagis bei Wachstedt gekommen ist

Am Fuße der Burg Gleichenstein liegt in einem lieblichen Waldtale die Wallfahrtskapelle Hagis, das „Klüschen".
Seine Beliebtheit beim Volke verdankt Hagis einem aus Holz geschnitzten Bildnis der Schmerzensmutter Maria, von dem die Sage folgendes erzählt:
Das Gnadenbild befand sich ursprünglich in der Obermarktkirche (Marienkirche) der freien Reichsstadt Mühlhausen. Als im 16. Jahrhundert die Reformation sich auch in dieser Stadt durchgesetzt hatte, war es eines Tages verschwunden.
An einem wunderschönen Maimorgen zog der Schäfer vom Gleichenstein mit seiner Herde den Schloßberg abwärts der fetten Talwiese zu. Gern hielt er sich am Fuße des Berges auf, denn hier konnte sich die Herde bis zum Waldrand zerstreuen. Auf seine Wurfschaufel gestützt, träumte er vor sich hin, dennoch bemerkte er, daß sich ein Lamm zu weit von der Herde entfernt hatte. Einer der Hunde rannte den Hang hinauf und näherte sich dem Lamm. Ganz plötzlich stoppte er aber seinen Lauf und blieb starr stehen. Vergebens pfiff der Schäfer mehrmals nach ihm, Hund und Lamm regten sich nicht. Langsam näherte der Schäfer sich den Tieren.
Was aber war das? Da lag doch irgend etwas im Grase und glänzte in der Sonne. Er erkannte ein Bildnis der schmerzensreichen Muttergottes mit ihrem Sohn. Ihm war bekannt, daß früher im Tale das Dorf Neuenhagen mit seiner kleinen Kirche gelegen hatte, konnte sich aber die Herkunft des Bildes nicht erklären.
Gegen Abend trieb er seine Herde heimwärts und brachte das Bildnis zum Pfarrer nach Wachstedt. Dieser war sprachlos vor Staunen, denn er erkannte das Gnadenbild aus der Mühlhäuser Obermarktkirche sofort, weil er dort einige Zeit als Kaplan gewirkt hatte. Es erhielt

einen Ehrenplatz in der Wachstedter Kirche. Viele Neugierige kamen noch am selben Abend, um das Bild zu sehen.
Am nächsten Morgen brach der Schäfer schon früh mit seiner Herde auf. Im Tal angelangt, zog es ihn magnetisch zu der Stelle, wo er das Bildnis entdeckt hatte. Wie erstaunt war er aber, als er es wiederum dort vorfand. Er trieb seine Herde zusammen und brachte es zur Wachstedter Kirche zurück.
Am dritten Tag herrschte im Ort große Aufregung, denn erneut war das Bild der Schmerzensmutter verschwunden. Als es der Schäfer, der es zum dritten Mal an dem Hang gefunden hatte, zurückbrachte, wurde das Zeichen erkannt. Nicht in die kleine Dorfkirche, nicht in die prunkvolle Marienkirche zu Mühlhausen, in das stille Waldtal gehörte das Bildnis. Die Wachstedter errichteten so schnell wie möglich eine kleine Kapelle dort, wo vor Jahren einmal die Kirche des Dorfes Neuenhagen gestanden hatte und stellten das Marienbild darin auf.
An der Stelle aber, wo der Schäfer seinen Fund gemacht hatte, entsprang eine Quelle, der „Klüschenborn". Noch heute gilt der Born als Heilquelle, und jeder Wanderer trinkt gern das reine, klare Quellwasser.

Die Klus bei Hüpstedt

Unweit des auf dem Dün gelegenen Dorfes Hüpstedt lag eine Kapelle, im Volksmund die Klus genannt. Über die Entstehung hat sich im Ort folgende Überlieferung erhalten:
Es war zur Winterszeit. Eines Tages war ein Bauer aus Hüpstedt über Land gegangen. Der Weg war weit, und er hatte mancherlei zu besorgen. So teilte er beim Fortgehen seiner Frau mit, daß er voraussichtlich über Nacht ausbleiben würde. Früher als gedacht hatte er seine Angelegenheiten erledigt. Da er mit der Gegend vertraut war, machte er sich des Abends noch auf den Heimweg.
Die Erde war reichlich mit Schnee bedeckt. Weder Weg noch Steg waren zu erkennen. An den Straßen standen keine Bäume, und so war er, ohne es zu bemerken, vom Weg abgekommen. Was sollte er tun? Der Schnee erhellte nur spärlich die Landschaft. Der Mann verharrte und lauschte angespannt in die Dunkelheit. Endlich vernahm er aus der Ferne Hundegebell. Er ging diesem eine Weile nach, aber bald verstummte es wieder. Kein Laut war mehr zu hören. Nach kurzer Überlegung entschloß er sich, die eingeschlagene Richtung beizubehalten. Stundenlang war er schon umhergeirrt, und Mitternacht mochte nicht mehr fern sein. Der Schweiß rann ihm von der Stirn. Er

war völlig erschöpft und konnte kaum weiter. Vor Ermüdung hatte er nur noch den Wunsch, sich niederzulegen. Aber seine Vernunft hinderte ihn daran, dieses zu tun. Denn das wäre bei der herrschenden Kälte sein Tod gewesen.
In seiner großen Not betete der Bauer zur Gottesmutter. Er gelobte, an der Stelle eine Kapelle zu errichten, wo er das erste Licht erblikken würde. Dann nahm er alle Kraft zusammen und schritt mutig weiter. Plötzlich sah er ein Licht schimmern. Da erinnerte er sich seines Gelübdes. Um die Stelle bei Tage wieder ausfindig machen zu können, steckte er seinen Knotenstock in den Schnee. Eine halbe Stunde noch schritt er in Richtung des Lichtes weiter. Endlich gelangte er in ein Dorf, und bald erkannte er die Häuser seines Heimatortes. Und siehe, in seiner eigenen Wohnung brannte das Licht! Seine Frau begrüßte ihn: „Gott sei Lob und Dank, daß du zurück bist!"
Der Bauer erzählte nun von der großen Gefahr und seiner wunderbaren Errettung. Da sagte die Frau: „Da du erst morgen zurückkehren wolltest, bin ich mit den Kindern zeitig zu Bett gegangen. Vor einer halben Stunde erwachte ich. Mich erfaßte eine große Unruhe, denn ich glaubte dich in Lebensgefahr. Ich erhob mich von meinem Lager und zündete das Licht an. Dabei kam mir der Gedanke, es ins Fenster zu stellen."
Nachdem die Eheleute Gott und der Gottesmutter gedankt hatten, begaben sie sich zur Ruhe. Kaum graute der Tag, ging der Bauer vor das Dorf, um seinen Stock zu suchen. Dieser war bald gefunden. Als der Sommer ins Land kam, erbaute der Bauer an der besagten Stelle die Klus. Er stiftete eine Madonna mit dem Jesuskind und sorgte für die Erhaltung der Kapelle.
Als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Klöster aufgehoben wurden, kam in die Klus noch ein kunstvoll geschnitzter Altar mit einer Darstellung des Leidens Christi. Dieses Kunstwerk wurde später in Unkenntnis seines Wertes verkauft. An seine Stelle wurde eine Statue der hl. Gertrud aufgestellt, an deren Äbtissinstab eine Maus zu sehen ist. Die Heilige findet in dieser Gegend besondere Verehrung wegen ihrer Hilfe gegen die Mäuseplage.

LITERATUR

Aulepp, R.: Alte Steinkreuze am Wege. In: Eichsfelder Heimathefte, Heft 1, 1979

Bräuer, S.: Die zeitgenössischen Lieder über den Thüringer Aufstand von 1525. In: Mühlhäuser Beiträge, Sonderheft 2, Mühlhausen 1979.

Busch, O.: Nordwestthüringer Sagen, Mühlhausen in Thür. 1925

Demme, H.: Sagen des Eichsfeldes. In: Eichsfelder Heimathefte, Heft 1, 1965.

Duval, C.: Das Eichsfeld, Sondershausen 1845.

Goldmann, L.: Mein Eichsfeld. Heimat-Jahrbuch, Jge. 4–6, Duderstadt 1928–1930.

Günther, G.: Mühlhausen in Thüringen, Berlin 1975.

Jordan, R.: Aus alter Zeit, Mühlhausen 1909.

Jordan, R.: Chronik der Stadt Mühlhausen, Bd. 1, Mühlhausen 1901.

Klett, B.: Aus der Geschichte der Stadt Mühlhausen, Mühlhausen 1916.

Linge, R.: Der Hahn auf dem Kirchtrum, Leipzig/Heiligenstadt 1978.

H. Mohr / E. Hühns: Einführung in die Heimatgeschichte, Berlin 1959.

Polack, F.: Aus meiner Jugendzeit, Wittenberg 1889.

Prochaska, W.: Das Rätsel am Spaniersee, Spaniermann und Schammpanjermann. In: Eichsfelder Heimathefte, Heft 4, 1971.

Ranke, F.: Die deutschen Volkssagen, 2. Aufl., München 1924.

Ranke, F.: Volkssagenforschung, Vorträge und Aufsätze, Breslau 1935.

Röhrig, H.: Das Gnadenbild zu Hagis. In: Heimatland, Dortmund o. J.

Thiele, G.: Die Marienkirche zu Mühlhausen in Thür., Mühlhausen in Thüringen 1931

Woeller, W.: Volkssagen zwischen Hiddensee und Wartburg, 3. Aufl., Berlin 1980.

Wüstefeld, K.: Obereichsfeldischer Sagenschatz, 2. Aufl., Heiligenstadt 1924.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Zum Geleit . .	3
Wie Mühlhausen zu seinem Namen gekommen sein soll .	7
Die drei Rebhühner auf der Marienkirche	7
Die Zuleitung der Breitsülze .	10
Meister Friedbert .	13
Die Mühlhäuser „Pflöcke" . .	14
Das Männchen mit dem Hifthorn auf dem Dache des Mühlhäuser Fleischhauses	15
Die Zerstörung der Hainerburg . . .	16
Warum Pappenheim 1632 Mühlhausen nicht plünderte	17
Die große Glocke in der Kirche zu Divi Blasii	19
Die Unstrutnixe .	19
Mühlhäuser Spukgeschichten	22
Das Blutbad im Helbetal . .	25
Bonifatius fällt beim Dorf Eichen eine Donareiche	27
Die Bonifatiuspfennige . . .	27
Der Reiter ohne Kopf im Wald bei Tiefental .	28
Der Schatz in der Hirtengasse zu Eigenrieden	29
Die goldenen Äpfel unter dem Holzapfelbaum	29
Die „Schwarze Hose"	30
Der Teufel wird angeführt .	32
Die „Böse Fünf" in Menteroda	34
Das Glückskind . . .	36
Die weiße Frau im „See" bei Menteroda .	37
Die Heiligen im Kloster Volkenroda .	38
Das Steinkreuz bei Volkenroda .	39
Görmar'sche Sagen .	40

Der Untergang Bechstedts . 41
Spuk beim wüsten Dorf Bechstedt . 43
Die unsinnigen Wetten zu Niederdorla 44
Der Feuerreiter . . 45
Vom Kainsprung bei Oberdorla . . 46
Von der schwarzen Grete im Rondel bei Langula . 46
Der Page Heinrich von der Hainecksburg 48
Die weiße Frau auf der Haineck . 50
Die Wichtel auf der Haineck 52
Die weiße Dame zu Mihla 55
Der Schampanjesmann . . 58
Die Schatzgräber auf dem Eisberge . 61
Die Brauthecke bei Bickenriede . 64
Hechts Aden 66
Die Wichtel unter der Horntelsbrücke bei Büttstedt 69
Das Saubörnchen bei Anrode 70
Das Fräuwechen von England 71
Die Linde im Kloster Zella . . 73
Die verstopfte Quelle beim Kloser Reifenstein 76
Das Heilige Grab in Diedorf 77
Wie das Marienbild aus der Mühlhäuser Obermarktkirche in die Kapelle Hagis bei Wachstedt gekommen ist . . . 80
Die Klus bei Hüpstedt . 81

Herausgeber: Zentrale Gedenkstätte „Deutscher Bauernkrieg"
Mühlhausen Thomas-Müntzer-Stadt
in Verbindung mit dem Kulturbund der DDR,
Kreisleitung Mühlhausen
Redaktion: Beate Kaiser, Gerd Haensch
Satz und Druck: Buchdruckerei Wolfgang Koch, Halberstadt
IV-27-11 1 5,0 R 39-82

IV-27-11 1 5,0 R 39-82

EVP: 3,80 M